

Drittes Buch.

Die Kunst der westasiatischen Völker.

Erstes Kapitel.

Die Babylonier und Assyrier.

In dem Dunkel dieser vorgeschichtlichen Zeiten kann die geographische Lage die Stelle chronologischer Folge vertreten. Wir werden nicht grosse Abweichungen von dem geschichtlichen Gange zu befürchten haben, wenn wir, dem Sonnenlaufe folgend, in unserer Betrachtung der Länder von Osten nach Westen fortschreiten; wenigstens genügt dies für unseren Zweck. Auf dem Wege von Indien gegen Europa zu wandernd, kommen wir zunächst zu Völkern, welche in der Weltgeschichte zwar eine höchst bedeutende Stelle einnehmen, in der Geschichte der bildenden Künste jedoch nur nach gewissen Richtungen hin bedeutend hervortreten. Zwar haben diese Länder vom Indus bis zum Mittelmeer auch in der Architektur grosse und hochberühmte Monumente hervorgebracht, von denen theils mehr oder weniger ausführliche Nachrichten, theils wichtige Ueberbleibsel auf uns gelangt sind; gleichwohl aber scheint die monumentale Baukunst bei keinem, das bildnerische Element nur bei einigen dieser Völker sich zu einer eigenthümlichen und bedeutenden Form entwickelt zu haben. Wir werden daher hier schnelleren Schrittes über weite Länder fortwandern, über die von Kanälen durchschnittene Fläche zwischen dem Tigris und Euphrat, durch die lieblichen Hirtenthäler der Meder und Perser, auf den Karavanenstrassen der Wüste, bis an die Küste von Syrien zu den Handel treibenden Phöniciern. Auf den Trümmern jener mächtigen Stadt, wo nach der heiligen Sage die Nimrodssöhne ihren himmelhohen Thurm begannen, wo die Griechen die Bauten des Ninus und der Semiramis als Weltwunder anstaunten, bei den Hügeln um Mosul, in deren Schooss man erst in den letzten Decennien umfassende Palastruinen der assyrischen

Herrscher entdeckt hat, bei den Gräbern der gefürchteten Perserkönige, an der Stätte des Salomonischen Tempels werden wir kurze Zeit verweilen, aber eines der bedeutendsten Ergebnisse der Geschichte dieser Nationen wird für uns die Betrachtung sein, mit welchen ihrer Eigenthümlichkeiten es zusammenhing, dass die bildenden Künste sich bei ihnen nicht vollständiger entwickelten, welche Gaben und Vorzüge sie für diesen Mangel entschädigten.

Auf den Gebirgen Armeniens entspringend, fliessen zwei grosse Ströme, der Euphrat und Tigris, beide von Norden nach Süden dem persischen Meerbusen zu. Das Land zwischen ihnen, von den Griechen Mesopotamien d. i. Mittel-Stromland genannt, ist Anfangs, bei grösserer Entfernung beider Ströme, abwechselnd gebirgig oder eine wüste Steppenebene. Weiter südlich nähert sich der Lauf beider Ströme, und dieser flache untere Theil bildet das Land Babylon oder Chaldäa, das schon in der frühesten Geschichte als der Sitz des Reichthums und der Macht, aber auch der Ueppigkeit und des Uebermuthes hervortritt. Der Vorzug dieser Gegend lag auch hier in der eigenthümlichen Natur, welche, indem sie den Menschen zum Kampf und zur Vorsicht nöthigte, ihn auf die Vortheile der Civilisation hinwies. Der Euphrat ist jährlichen Anschwellungen unterworfen, durch welche er das Land umher überschwemmt und dann befruchtet verlässt. Darin lag die Anleitung zu künstlichen Anlagen, Kanälen und Wasserbehältern, vermöge welcher man sich der Vortheile des Wassers erfreuen konnte, ohne durch die Verwüstungen zu leiden. Ein künstliches Bewässerungssystem, Erzeugung seltener und geschätzter Producte auf dem befruchteten Boden, Schifffahrt und Handel waren eines die Folge des anderen. Die Nähe des persischen Meerbusens und durch ihn die Verbindung mit den indischen und arabischen Küstenländern gewährten dem Handel Ausdehnung, und wurden reichere Quellen des Erwerbes. Jenseits dieses Culturlandes nach dem Mittelmeere zu liegt die grosse Wüste, nördlich davon, in Mesopotamien selbst, sind grösstentheils trockene Steppen, durchzogen von armen und räuberischen Nomaden, noch höher hinauf Gebirge mit kräftigen Hirtenvölkern. Daher bildete sich in der Nähe jener bevorzugten Gegend nicht so bald ein zweites Handelsemporium, das den Gewinn theilte, und es kam hauptsächlich darauf an, die erworbenen Schätze und die anwachsende Bevölkerung gegen die Ueberfälle der nördlichen Völkerschaften zu sichern. Aehnlich wie in China geschah es auch hier durch eine kolossale Mauer, welche, nahe dem

heutigen Bagdad, vom Euphrat zum Tigris quer durchlaufend, die wüste Steppe von dem bewohnten und fruchtbaren Lande trennte ¹⁾.

In dieser gesicherten Gegend entstanden frühzeitig grosse Städte, der Sitz einer durch Eroberung weit ausgedehnten Herrschaft, des babylonischen Reiches, dessen Geschichte uns zwar in mythischer Ausschmückung überliefert ist, dennoch aber keinen Zweifel über die frühe Bedeutung dieser Gegenden zulässt. Die hebräische Sage vom Thurmbau zu Babel bezeichnet diese Gegend als die der ersten gigantischen Unternehmung menschlicher Kraft, und knüpft daran die Lehre von der Eitelkeit unseres Strebens. Es war die ganze Erde nur eine Sprache und eine Rede, sagt der Verfasser der Genesis (XI. 3) und deutet damit die Einheit eines grossen Reiches an. „Wohlan, — lässt er sodann jene mächtigen Menschen sprechen, — wir wollen Ziegel machen und brennen, und uns eine Stadt bauen und einen Thurm, dessen Spitze reiche bis an den Himmel, und wollen uns einen Namen machen, damit wir nicht zerstreut werden über die Erde.“ Man sieht, er bezeichnet in der grossartigen, prägnanten Weise der hebräischen Sage die Entstehung der Civilisation, den Reichthum, den Luxus und das Streben nach monumentaler Pracht. Die Vergänglichkeit dieses Strebens, der Zwiespalt und die Auflösung des Reiches, ein Schicksal, welches freilich stets der höchsten Blüthe zu folgen pflegt, zumal in diesen asiatischen Ländern, wird dann ferner unter dem Bilde der Sprachverwirrung, die der Herr jenen Uebermüthigen erregt, treffend bezeichnet. — Anders lautet die griechische Tradition von dieser Gegend; indessen ist es bemerkenswerth, dass auch in ihr grandiose architektonische Unternehmungen nicht vergessen werden. Als die erste Herrscherstadt wird Ninus, ein Werk des gleichnamigen Königs genannt; es ist dies ohne Zweifel Ninive, die nördlich am Tigris gelegene Hauptstadt des jüngeren assyrischen Reiches. Schon seine Wittwe aber, die von der Sage viel besprochene Semiramis, gründet Babylon und beginnt die kolossalen Bauten, welche Herodot und die späteren Griechen zu den Wundern der Welt rechneten. Die mächtigen Mauern der Stadt, eine Burg von ungeheurem Umfange, gewaltige Wasserbehälter und endlich der grosse Tempel des Belus, des babylonischen Zeus, werden ihr zugeschrieben. Zu diesen Werken kamen noch die hängenden Gärten, welche Semiramis oder, nach einer anderen Ueberlieferung, ein späterer König seiner persischen Gemahlin zu Liebe errichten liess, um die Berge ihrer Heimath in der Ebene nachzuahmen. Vielleicht war dieser König jener Nebuchadnezar, von

¹⁾ Eine kritische Zusammenstellung der Nachrichten über die sogenannte medische Mauer findet sich bei Duncker, *Gesch. d. Alterth.* 2. Aufl. I. 567. Anm. 1.

dem wir mit mehr historischer Zuverlässigkeit wissen, dass er, an der Spitze des Volkes der Chaldäer, Babylon beherrschte und verschönerte, und weithin die Völker unterwarf. Die Königin Nitokris, von der Herodot erzählt, war vermuthlich seine Gemahlin, und Manches, was diesem Königspaaire angehört, mag auf jene Semiramis mit fabelhafter Ausschmückung übertragen worden sein.

Die neuere Forschung hat aus diesen mythischen Umkleidungen den geschichtlichen Kern herauszuschälen versucht¹⁾. Sie setzt die Blütheperiode des alt-babylonischen oder, wie man es nach dem herrschenden Stamme neuerdings zu nennen pflegt, chaldäischen Volkes an den Anfang des zweiten Jahrtausends v. Chr. bis etwa gegen das Jahr 1500. Bald nach dieser Zeit, ungefähr in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, beginnt dann im Norden des Landes Assyrien seine Herrschaft auszudehnen und Babylon tritt zurück, bis es im Anfang des siebenten Jahrhunderts, unter dem vorhin erwähnten König Nebuchadnezar, noch einmal seinen alten Glanz auf kurze Zeit wiedergewann. Dieses neu-babylonische Reich ist somit von dem älteren wohl zu unterscheiden, eine Aufgabe, welche freilich sowohl den auf uns gekommenen Resten als auch den oft sehr verworrenen Beschreibungen der Alten gegenüber ihre grossen Schwierigkeiten bietet. Wie sich aber auch im Einzelnen die Resultate dieser geschichtlichen Untersuchungen gestalten mögen, jedenfalls ist das Dasein grossartiger Monumente in Babylon durch den Augenzeugen Herodot und durch die späteren Berichte über den Eroberungszug Alexanders völlig ausser Zweifel gesetzt. Von all diesem Reichthume sind jedoch nur schwache Spuren erhalten. Wie Babel riesenhaft angewachsen war, so entstanden auf demselben Boden später neue Städte, die in ähnlicher Weise sich ausdehnten und der älteren Schwester Bedeutung und Ansehen entzogen. Unter den Nachfolgern des Cyrus, welcher dem Reiche Nebuchadnezar's ein Ende machte, blieb Babylon zwar noch Hauptstadt, aber es theilte diesen Vorzug mit mehreren anderen bedeutenden Orten, in denen die Perserkönige nach ihrer Sitte zu verschiedenen Jahreszeiten wechselnd residirten. Unter den Nachfolgern Alexanders hob sich auch das neu gegründete Seleucia auf Kosten von Babel, und schon unter den Römern wird die weitberühmte Stadt als verfallen und fast als eine Einöde geschildert. Durch die arabischen Khalifen entstand dann Bagdad, fast nicht minder mährchenhaft berühmt, als dereinst Babylon; endlich Ormus

¹⁾ Eine zusammenfassende Darstellung sämtlicher auf die Geschichte und Cultur des babylonischen Reiches bezüglichen Untersuchungen bietet G. Rawlinson, *The five great monarchies of the ancient eastern world*. London 1862. I. 1—224.

und Bassorah. Manche dieser Städte sind ebenfalls jetzt schon verödet, Babylon selbst aber ist völlig zur Wüste geworden, zur Einöde von gewaltigen Trümmerhügeln, in welcher nur unternehmende europäische Reisende mit Gefahr durchdringen¹⁾. Buchstäblich sind die Worte des Propheten Jesaias (XIII. 20) eingetroffen, die er der feindlichen Babel zürft: „Sie bleibt unbewohnt von Geschlecht zu Geschlecht, nicht zeltet daselbst ein Araber und Hirten lagern sich nicht daselbst. Es lagern sich dort die Steppenthiere, und Uhus füllen ihre Häuser; in den Palästen heulen Wölfe, und Schakals in den Häusern des Wohllebens.“ Die Grösse der Stadt lässt sich auch in den Trümmern durch die Ausdehnung, die Bedeutung ihrer Paläste durch die Höhe der Hügel erkennen, die aus dem Schuttwerk von alten Bausteinen bestehen, welche nach Ker Porter's Beschreibung und Ausdruck, wie durch ein Feuer vom Himmel, wie durch Blitze verglast sind. Vor Allem zeichnet sich der Hügel aus, den die Araber Birs Nimrud, Nimrodsburg, nennen, ein kolossaler Schutthaufen, der über 2000 Fuss Umfang und gegen 200 Fuss Höhe misst. Gewaltige Mauerstücke, durch einen felsenfest verhärteten Kitt verbunden, sind in grauenhafter Verwirrung durcheinander geworfen; hin und wieder treten jedoch auch regelmässige Schichten des schönsten gebrannten Ziegelmauerwerks zu Tage, von oblongen Röhren zeitweilig unterbrochen, in ihren untersten Theilen sogar mit einer primitiven Wandgliederung aus convexen Vorsprüngen und Einschnitten versehen, welche in ähnlicher Weise auch an anderen mesopotamischen Bauten wiederkehrt; eine thurmartige Ruine von 37 Fuss Höhe ist, vermuthlich als Rest eines grösseren Stufenabsatzes,

¹⁾ Nachdem schon Rabbi Benjamin von Tudela (1170) die Stätte des Thurmes von Babel unfern der Stadt Hillah bezeichnet und C. Niebuhr (1765) auf die Lage derselben hingewiesen hatte, waren es zuerst Cl. Jam. Rich, der britische Resident in Bagdad (1811), und Ker Porter (1817—20), welche von den Resten genauere Nachrichten gaben; vgl. Rich, *Memoirs on the ruins of Babylon*. London 1818. 2. edit. by his widow. Lond. 1839. 8; Ker Porter, *Travels in Georgia — ancient Babylonia*. Lond. 1821—22. 4. Von der zahlreichen neueren Reiseliteratur sind besonders hervorzuheben: J. S. Buckingham, *Travels in Mesopotamia*. Lond. 1827. 8; deutsche Uebers. im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Bd. 37. Berlin 1828. 8; Rob. Mignan, *Travels in Chaldaea*. Lond. 1829. 8; W. Ainsworth, *Researches in Assyria, Babylonia and Chaldaea*. Lond. 1838; J. Baillie Fraser, *Travels in Koordistan, Mesopotamia etc.* Lond. 1840. 2 vols. 8; Col. Chesney, *The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris in the years 1835—37*. London 1850 ff. 8; A. H. Layard, *Discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon*. Lond. 1853; Uebers. [von Th. Zenker. Leipzig 1856; W. Kennet Loftus, *Travels and researches in Chaldaea and Susiana in 1849—52*. Lond. 1857. 8; J. Oppert, *Expédition scientifique en Mésopotamie, exécutée par ordre du gouvernement en 1851—54* par MM. F. Fresnel, F. Thomas et J. Oppert. Paris 1859—63. 2 vols. 4.

auf dem Gipfel stehen geblieben. Der Anblick des ungeheuren Schutthaufens ist noch jetzt erhaben; um seinen Gipfel treiben die Wolken ihr Spiel, in seinen Höhlen hausen Löwen, die, wie ein Reisender erzählt, bei seiner Annäherung sich ruhig auf dem Gemäuer sonnten, und kaum verscheucht durch das Geschrei der Araber langsam herunterstiegen. Von ähnlicher Beschaffenheit, aber minder bedeutend sind die übrigen Trümmerhügel, welche sich aus dem ziegelbesäten Boden erheben. Die drei namhaftesten finden sich auf der entgegengesetzten, östlichen Seite des Euphrat. Der nördlichste, von den Arabern Babil oder Maklubeh d. i. schlechtweg Ruine genannt, liegt etwas abseits von den übrigen und bildet ein Rechteck von etwa 2000 Fuss Umfang, ist aber bisher nur ungenügend untersucht. Nicht viel besser kennt man den ungefähr die Mitte des ganzen Trümmerfeldes einnehmenden Ruinenhügel El-Kasr, d. i. der Palast, an dem jedoch ganz beträchtliche Massen der schönsten Ziegelmauern mit Resten farbiger Glasur und einer zum Theil figürlichen Ornamentik zu Tage treten. Um diesen und um einen dritten Bau, welcher in der südlichsten Ruine, dem Amran- oder Dschumdschuma-Hügel enthalten ist, läuft ein gegen Osten rechtwinklig zugespitzter Wall herum, welchem eine ganz ähnlich geführte Umwallung auf dem westlichen Ufer des Flusses entsprochen zu haben scheint, die mit ihm ein mit den Winkelecken gerade nach den Himmelsgegenenden gerichtetes Quadrat bildete, durch welches der Euphrat ungefähr in der Diagonale von Nord nach Süd hindurchströmt¹⁾. Es geht indessen schon aus der Lage der oben erwähnten Ruine Babil und aus anderen abseits gelegenen Resten hervor, dass der Umfang der alten Stadt jedenfalls über die Umwallung hinausreichte. Man hat diese Trümmerhügel mit den Beschreibungen der alten Schriftsteller verglichen und Untersuchungen über die Lage der einzelnen Gebäude angestellt, welchen die wenigstens zum Theil gelungene Entzifferung der auf den Ziegeln, sogenannten Cylindern, Gemmen und einzelnen grösseren Blöcken erhaltenen babylonisch-assyrischen Keilschriften, dieser merkwürdigen, aus lanzenspitzenartigen Strichen gebildeten Schriftzeichen, zur hauptsächlichlichen Stütze dient²⁾; und dieser historische Gewinn ist das bedeutendste Ergebniss der Durchforschung der Ruinen, welche von

¹⁾ Plan bei Rich, *Mem. on the ruins of Bab.* 3. ed. 1818. Pag. 13 ff. Pl. I.; Ritter, *Erdk.* XI. 875 ff.

²⁾ Aus der zahlreichen Literatur der Keilschriftentzifferung heben wir hervor: J. Oppert, *Éléments de la grammaire assyrienne.* Journ. asiat. 1860. fevrier-mars; H. C. Rawlinson, assisted by Edw. Norris, *The cuneiform inscriptions of western Asia, Vol. I. Inscriptions from Chaldaea, Assyria and Babylonia.* Lond. 1831. Fol.; J. Ménant, *Éléments d'épigraphie assyrienne.* 2. édit. Paris 1864. 8.

der Gestalt der Gebäude selbst eine so wenig genügende Anschauung gewähren.

Die Beschreibungen Babylon's bei den griechischen Schriftstellern geben den Eindruck des Kolossalen. Mauern, deren Höhe von fünfzig bis auf dreihundert Ellen angegeben wird, so breit, dass zwischen den Häusern, die auf ihnen standen, ein vierspänniger Wagen umwenden konnte, umgaben die Stadt in einem Umfange von vierhundert und achtzig Stadien oder zwölf geographischen Meilen¹⁾. Ohne Zweifel war dieser Raum nicht ganz mit Gebäuden bedeckt, sondern enthielt auch Garten- und Ackerland, und es scheint fast, dass innerhalb jener Vormauer eine zweite Einfassung die eigentliche Stadt umschloss. Unter den Prachtbauten ist zuerst der Tempel des Belus zu erwähnen, ein kolossaler, treppenartig pyramidalischer Bau, auf einer Grundfläche von einem Stadium oder sechshundert Quadratfuss, inmitten eines ebenfalls quadratischen Hofes von der doppelten Seitenlänge, aus acht, nach oben zu abnehmenden Absätzen übereinander bestehend, deren Gesamthöhe wiederum auf ein Stadium angegeben wird. Noch in dem obersten und mithin kleinsten dieser Stockwerke befand sich ein grosser Tempel, in welchem keine Bildsäule, sondern ein prächtiges Ruhebett mit einem goldenen Tische stand, und wo Nachts eine nach der Angabe der Priester von dem Gott erwählte Jungfrau weilte. So wenigstens erzählt Herodot (I. 178 ff.), während Diodor (II. 8 ff.) von goldenen Statuen spricht, welche dort gestanden, aber von den Perserkönigen geraubt seien. Um diese acht Stockwerke zog sich eine grosse Kreistreppe herum, von welcher die Pforten in das Innere der verschiedenen Abtheilungen führten. In der halben Höhe der Treppe waren Ruhebänke für die Hinaufsteigenden angebracht. Der Cultus der Babylonier erforderte genaue Beobachtungen der Gestirne und das hohe Gebäude diente den Chaldäern oder Priestern als Observatorium. Unter den Ruinen Babylon's hat keine ein grösseres Anrecht, für den Rest dieser Tempelanlage gehalten zu werden, als der gewaltige Schutthügel Birs Nimrud auf der westlichen Seite des Euphrat. In dem ersteren Worte glaubt ein heutiger Forscher die Ueberbleibsel des griechischen Ortsnamens Borsippa wieder zu finden, der nach ihm soviel wie Sprachenthurm bedeutet und zur Zeit der Blüthe Babylon's keine getrennte Stadt, sondern einen Theil der Hauptstadt selbst bezeichnete, welcher, wie Westminster in London, nach dem darin befindlichen Heiligthume seinen Namen trug²⁾. Die Restaurationen des Gebäudes,

¹⁾ Fr. Streber, über die Mauern von Babylon und das Heiligthum des Bel daselbst. München 1848. 4; J. Oppert, Expéd. scientif. en Mésopot. I. 220 ff.

²⁾ J. Oppert, Zeitschrift d. deutsch. morgenl. Ges. VII. (1860). 406.; Expéd. scientif. en Mésopot. I. 209, 214.

welche auf Grundlage der Ausgrabungen von mehreren Seiten versucht worden sind, halten bei manchen Abweichungen im Einzelnen die Gesamtform der Stufenpyramide fest, wie sie sich aus Herodot's Beschreibung des Belustempels ergibt. Von besonderem Interesse wäre es, wenn sich die Beobachtung bestätigen liesse, dass der ganze Bau mit bunt glasierten Ziegeln bekleidet war, so dass jedes Geschoss eine besondere, symbolisch bedeutsame Farbe trug¹⁾. So viel steht übrigens fest, dass die gegenwärtige Ruine nur in ihren Grundmauern dem altchaldäischen Bau noch angehört. Die sämtlichen Keilinschriften auf den Ziegeln und Steincylindern des Birs Nimrud enthalten die Namen der neu-babylonischen Herrscher, besonders des Nebuchadnezar, welcher sich in einem dieser merkwürdigen Dokumente mit der gewöhnlichen pomphaften Ausdrucksweise der orientalischen Könige den Retter, den Weisen, den untadeligen Stellvertreter der Götter, den Wiederhersteller der Pyramide und des Thurmes nennt. Mit den letzteren Worten sind wohl nur die beiden Haupttheile des Belustempels, der pyramidalische Unterbau und das Heiligthum selbst, bezeichnet.

Auch die königliche Burg war von erstaunlichem Umfange. Man erkennt ihre Reste in dem erwähnten Trümmerhügel des El-Kasr auf der Ostseite des Flusses wieder; auch hier herrscht in den zahlreich am Boden verstreut liegenden Inschriftplatten der Name des Königs Nebuchadnezar vor. An die Burg schlossen sich die berühmten hängenden Gärten an, der Beschreibung zufolge Terrassen, in mehreren Absätzen übereinander, deren innere Räume hohl und als kühle Gänge oder Gemächer eingerichtet waren. Durch diese Einrichtung schwebten dann die Gärten, wenigstens über dem mittleren Theile dieser unteren Räume, in der Luft. Aus den ausführlichen Angaben Diodor's (II. 10) ergibt sich, dass die Bedeckung der Räume eine horizontale war; ohnehin lässt sich nicht glauben, dass die Babylonier schon die Kunst des Wölbens kannten, die selbst den Griechen noch fremd war. Die Decke der ohne Zweifel sehr schmalen Gänge bestand aus steinernen Balken, über welchen mehrere Lagen von Schilf und Erdpech, Ziegeln und Bleiplatten angebracht waren, worauf dann erst die Gartenerde ruhte. In einem Zeitalter, das mit der Kunst des Wölbens nicht vertraut war, oder dieselbe doch wenigstens nicht im grossen Maassstabe anzuwenden verstand, musste eine so sorgfältige Vorrichtung und schon der Gedanke künstlicher, nicht im festen Zusammenhange mit dem unteren Boden stehender Gärten höchst wunderbar erscheinen, und wir begreifen daher, wie dieser kühne und wahrscheinlich zugleich liebliche und üppige Lustgarten am Gestade

¹⁾ H. Rawlinson bei Loftus, Travels and researches, S. 28. Vgl. J. Oppert, Exp. I. 206 ff.

des Euphrat so weit berühmt werden konnte. Auch für ihn glaubt die neuere Forschung die Stätte bezeichnen zu können, in dem südlichsten Hügel auf der Ostseite des Flusses, der den Namen Tell Amran Ibn Ali oder Dschumdschuma-Hügel führt. Die kunstreiche und solide Construction des Wunderbaues scheint schon bald nach dem Sturze des Reiches Anlass geworden zu sein, dass man sich desselben als einer Art Zufluchtsort, besonders auch für die sterblichen Reste vornehmer Todter bediente. Wenigstens erklärt sich hieraus am leichtesten die Fülle von kostbaren Goldarbeiten und sonstigen Gräberfunden aus parthischer und griechischer Zeit, welche die Nachforschungen am Dschumdschuma-Hügel zu Tage fördern. Das Grab des Belus, der Beschreibung nach ebenfalls ein kolossaler Stufenbau, der auf seiner Höhe die Heiligthümer der grossen Götter Babyloniens trug, muss wohl auch auf dieser Seite des Flusses, wahrscheinlich in der nördlich gelegenen Ruine Babil gesucht werden. Xerxes hatte das Grab zerstört und Herodot erwähnt seiner nicht. Alexander der Grosse soll den Plan zu seiner Wiederherstellung gefasst haben, aber an der Vollendung des Riesenwerkes durch den Tod verhindert worden sein. Endlich sollen sich auch von den königlichen Bädern, in welchen der kranke Alexander eine Zeit lang weilte, sowie von den Quais am Euphratufer und der Brücke, welche die beiden gegenüberliegenden Stadttheile verband, noch mehr oder weniger deutliche Spuren erhalten haben¹⁾.

Ausser Babylon sind in letzterer Zeit noch einige dreissig andere Trümmerstätten auf dem Boden des alten Chaldaea's aufgefunden und zum Theil näher untersucht worden. Die wichtigsten darunter sind Mugheir, Abu-Scharein und Warka, unter denen man zum Theil die in der Genesis (X. 10) neben Babel genannten ältesten Städte im Lande Sinear, Erech, Accad und Chalneh wiederzuerkennen glaubt.

Am sichersten ist die Bestimmung des Trümmerfeldes von Warka als des Erech der Genesis oder des Orchoë der Griechen²⁾. Der Ort liegt am linken Euphratufer in südöstlicher Richtung von Babylon, einige Stunden vom Fluss entfernt, und besteht aus mehreren Gruppen wellenförmig aneinander gereihter Hügel, welche von einer noch deutlich erkennbaren, fast kreisrunden Umwallung begränzt werden. Auch ausserhalb dieses Randes, namentlich gegen Osten zu, kann man die Ausbreitung der alten Stadt in einzelnen, aus dem Wüstensande hervorragenden Trümmerhaufen deutlich verfolgen. Die stattlichste Ruine, gerade im Mittelpunkte der Umwallung belegen, führt den Namen Bowarijeh d. i. Rohr-

¹⁾ J. Oppert, a. a. O. I. 140 ff., 156 ff., 168 ff., 183 ff.

²⁾ Loftus, Travels and researches, S. 160 ff.; Oppert, a. a. O. I. 263; G. Rawlinson, The five great monarchies I. 23 ff.; G. Semper, Der Stil I. 324 ff.

matten, offenbar nach den horizontalen Schichten von Schilfgeflecht, welche das aus gewöhnlichen, an der Sonne getrockneten Ziegeln bestehende Untergeschoss des Gebäudes durchziehen. Darauf erhebt sich ein zweites Geschoss, wie das erste von quadratischem Grundriss, welches über seinem massiven Kern aus getrockneten Ziegeln eine sehr sorgfältig gearbeitete Backsteinbekleidung trägt. Um den Druck dieses oberen Stockwerkes aufzuheben, ist in der Mitte jeder Seite des Unterbaues ein starker Ziegelpfeiler aufgemauert, dessen Oberfläche ganz mit Inschriften bedeckt ist. Ob auf dem zweiten Stock noch weitere pyramidalisch abgestufte Geschosse sich erhoben haben, lässt sich nicht entscheiden. Die beiden erhaltenen haben zusammen eine Höhe von etwa 100 Fuss über der Sohle des Gebäudes. Zwei andere Denkmäler von Warka sind merkwürdig wegen der eigenthümlichen Art von Wandbekleidung, welche sich an ihren Aussenmauern erhalten hat. Bei dem einen dieser Reste, einer leider nur bis zu 6 Fuss Höhe und etwa 30 Fuss Länge blossgelegten Mauer (Fig. 18), welche an ihren beiden

Fig. 18.



Aeussere Wandbekleidung zu Warka.

Enden in convexen Streifen ausgebaucht ist, besteht die Bekleidung aus lauter kleinen Terracottakegeln von etwa $3\frac{1}{2}$ Zoll Länge, welche abwechselnd roth, weiss und schwarz gefärbt und in den groben, weichen Bewurf der Wand in der Art eingedrückt sind, dass sie mit ihren nach aussen gekehrten glasierten Köpfen verschiedene bunte teppichartige Muster bilden. Bei dem anderen Gebäude, der sogenannten Wuswas-Ruine, ist die 173 Fuss lange Südwest-Façade, ähnlich wie das Untergeschoss am Birs Nimrud, abwechselnd mit jenen convexen Streifen und nach innen zu abgestuften Rahmen oder Leisten verziert, welche hier jedoch einfach aus verputzten Ziegeln ohne farbigen Ueberzug bestehen. Gegen das hohe Alter dieser Monumente sind allerdings Zweifel laut geworden; doch kehren dieselben Motive sowohl in Babylon als auch in Assyrien wieder, so dass wir dieses decorative System, im Ganzen wenigstens, den alten Völkern Mesopotamiens vindiciren dürfen. Als constructiv interessant möge hier noch ein in der Nähe der Wuswas-Ruine befindlicher Terrassenbau Erwähnung finden, dessen oberes Ge-

schoß aus wechselnden Lagen von gebrannten Ziegeln und thönernen Gefäßen besteht. Diese Gefäße sind zwischen 10 und 15 Zoll lang und haben an ihrer nach aussen gekehrten Oeffnung einen Durchmesser von 4 Zoll. Ihre Tiefe im Inneren beträgt jedoch nur 6 Zoll, so dass also das nach innen gerichtete conische Ende massiv ist. Ein Theil der Gefäße ist trotz ihrer soliden Beschaffenheit durch die Last der darauf ruhenden Obermauern zusammengedrückt. Wahrscheinlich sollte diese merkwürdige Constructionsweise zur leichteren Austrocknung der Mauern beitragen, worauf die alten Babylonier bei ihren kolossalen Backsteinpyramiden ein besonderes Augenmerk richten mussten. Der ganze Boden des alten Erech ist mit Gräbern, oft in mehreren Schichten übereinander, angefüllt; und dieselbe massenhafte Anhäufung menschlicher Ueberreste findet sich an anderen Orten Süd-Babyloniens wieder, während die Gräberfunde im nördlichen Theile des Landes zu den Seltenheiten gehören. Man hat daher nicht ohne Grund vermuthet, dass den alt-chaldäischen Städten in den Augen der mesopotamischen Völker eine durch ihr hohes Alterthum erzeugte Heiligkeit innewohnte und dass sie desshalb, auch nachdem der politische Glanz dieser Orte verblichen war, sich mit Vorliebe dort, an den geweihten Stätten ihrer Vorgeschichte, bestatten liessen.

Besser noch als die Ruinen von Warka sind uns die von Mugheir, südlich von Warka, am östlichen Ufer des Euphrat, bekannt. Es war dies nach Einigen die alte Stadt Ur oder Hur, nach Anderen das Chalneh der Genesis, jedenfalls ein schon in früher Zeit als Handelsemporium berühmter Ort, von dem sich, in einer fast eiförmigen Umgränzung, eine ganze Kette von Trümmerhaufen erhalten hat¹⁾. Den höchsten Punkt bezeichnet wieder ein pyramidaler Stufenbau, diesmal von oblonger Grundform, der sich gegenwärtig in zwei, den Erzählungen der Araber zufolge früher in drei, Absätzen bis zu einer Höhe von etwa 70 Fuss über den Boden erhebt. Die Langseiten messen 198 Fuss, die Schmalseiten 133 Fuss Länge. Auch hier legt sich um einen massiven Kern von getrockneten, mit Erdpech untermischten Ziegeln eine regelrechte, von Luftlöchern durchbrochene Backsteinbekleidung, deren Schichten zum Theil mit vortrefflichem Kalkmörtel verbunden sind, und welche ausserdem auch wieder durch Verstärkungspfeiler am unteren Stocke gestützt wird. Auf der Plateform, zu der man auf einer Treppe an der südöstlichen Schmalseite des Gebäudes emporstieg, haben sich

¹⁾ J. E. Taylor, Notes on the Ruins of Muqeyer, im Journ. of the R. As. Soc. XV. 260 ff., 414 ff.; Loftus, a. a. O. 126 ff.; Oppert, a. a. O. I. 258; G. Rawlinson, a. a. O. I. 20 ff., 96 ff.

glasirte Ziegel und eine Menge grosser Kupfernägeln gefunden, welche wenigstens für die oberen Theile auf eine glänzende Ausschmückung der Wände schliessen lassen. Die Uebereinstimmung des Ganzen mit den oben geschilderten Stufentempeln Babylon's rechtfertigt die Vermuthung, dass wir in dieser wie in allen ähnlich angelegten Stufenpyramiden die Reste des alt-chaldäischen Tempelbaues vor uns haben. Aus den Keilinschriften der Ziegelmauern und einiger auf der oberen Terrasse gefundener Steincylinder schliesst man, dass auch dieses Gebäude bereits in grauer Vorzeit unter dem halbmythischen König Uruk entstanden war, jedoch unter Nabonidus, dem letzten, von Cyrus besiegten Herrscher Neu-Babylon's, in der jetzt noch erkennbaren Form hergestellt wurde.

Der Stufenbau von Abu-Scharein¹⁾ ist dem von Mugheir in der Anlage durchaus verwandt, nur dass hier die Nähe des arabischen Gebirges ausser dem Ziegelmaterial auch eine theilweise Verwendung von Haustein ermöglichte. Die Terrasse des Denkmals von Abu-Scharein ist mit einer starken Mauer aus Kalk und Sandsteinquadern eingefasst und auf die Höhe des ersten Geschosses führt eine mit kleinen polirten Marmortafeln bekleidete Freitreppe empor. Die Steinplatten sind mit Bronzenägeln auf dem Luftziegelkern befestigt. Am Fusse dieser Treppe fanden sich zwei cylindrische Blöcke, deren Steinkern mit einem dicken, geglätteten Mörtelbewurf überzogen ist, und die man, freilich ohne volle Sicherheit, für Ueberbleibsel von Säulen hält, welche zu beiden Seiten der Treppe standen.

Die übrigen Ruinenstätten des babylonischen Reiches, von denen wir nur Tel-el-Lahm, mit seiner ergiebigen Gräberstätte, Sinkereh, vermuthlich das Larsa der Alten, Akkerkuf und Niffer namhaft machen wollen, sind zum grössten Theil noch undurchforschte Schutthügelmassen, deren Beschaffenheit indess auf keine besser erhaltenen Ueberbleibsel in ihrem Inneren schliessen lässt, als sie aus den eben beschriebenen Trümmerhaufen an's Licht gefördert worden sind.

Die nächste Ursache dieses gänzlichen Verfalles liegt in dem Material, das zu den Bauten verwendet wurde. Da Stein und Holz in diesen Niederungen zu den Seltenheiten gehörten, so musste man sich mit gebrannten oder ungebrannten Ziegeln begnügen, welche man in der Regel mit dem in einigen Gegenden Babyloniens gefundenen Erdpech oder Mörtel verband und in einzelnen Fällen selbst glasirte. Schon aus der oben erwähnten mosaïschen Erzählung des babylonischen Thurm-

¹⁾ J. E. Taylor, Notes on Abu Sharein, im Journ. of the R. As. Soc. XV, 404 ff.; G. Rawlinson, a. a. O. I. 100 ff.

baues ersieht man, wie diese Erfindung eines künstlichen Surrogats für das natürliche Baumaterial den alten Völkern merkwürdig erschienen sein muss, da sie selbst in dem gedrängten Vortrage der Genesis nicht unbemerkt bleiben durfte. Die Beschreibungen der griechischen Schriftsteller bestätigen die durch die neueren Ausgrabungen ausser Zweifel gesetzte Wahrnehmung, dass dieses Material auch zu den grössten Prachtbauten verwendet wurde; nur in einzelnen Fällen werden Steinbalken oder metallene Platten erwähnt. Semiramis liess in den armenischen Bergen ein Felsstück von gewaltiger Höhe und Dicke brechen und in Babylon als Obelisk aufstellen, den, wie Diodor bemerkt, Einige unter die berühmtesten Werke zählten. Die Mittel zur Anwendung von Hausteinen fehlten daher nicht gänzlich, doch zog man das gewohnte leichte und fügsame Ziegelmaterial vor.

Von dem eigentlichen Style dieser Bauten können wir daher auch nichts Näheres angeben, sondern sind auf wenige und allgemeine Schlüsse beschränkt. Bei der vorwiegenden Anwendung von Ziegeln konnten zartere Details und eine feinere Gliederung schwerlich aufkommen; zumal bei so massenhaften Verhältnissen, und da die terrassenförmige und thurmartige Gestalt ebenfalls zeigt, dass man durch das Kolossale imponiren wollte. Wir lesen, dass die Mauern und sogar die Thürme mit Bildwerken geschmückt waren. Namentlich sah man an denen der königlichen Burg eine Jagd dargestellt, mit Thieren in der Grösse von mehr als vier Ellen, dabei Semiramis zu Pferde, und Ninus, der einen Löwen niederstiess. Man kann auch aus dieser Art des Schmuckes entnehmen, dass das Mauerwerk weniger mit architektonischen Gliedern geziert gewesen. In anderen Fällen bildete eine farbige Glasur oder jene merkwürdige Stiftmosaik oder eine sonstige bunte Bekleidung der Ziegel den Schmuck der Mauern. Bemerkenswerth ist die Bestimmung eines Theiles dieser Gebäude. Wasseranlagen, gewaltige Schutzmauern, Paläste von ungeheurem Umfange, endlich der Prachtbau der hängenden Gärten für den blossen Genuss, aus zärtlicher Rücksicht auf den heimischen Geschmack einer Frau, in spielender Nachahmung einer anderen Natur: überall Zwecke und Bestrebungen weltlicher Art, Bauten, nicht der Devotion, sondern des Nutzens oder der Annehmlichkeit. Selbst die Tempel, die übrigens vielleicht auch als Grabmonumente der Könige verwendet wurden, hatten nicht umsonst die thurmartige Höhe, sie dienten zu astronomischen Betrachtungen, mithin zu einem zwar religiösen, ohne Zweifel aber auch den weltlichen Absichten der Priesterschaft und des Landes förderlichen Zwecke. Dass die Privatarchitektur dem Style der öffentlichen Bauten folgte, ist von vorn herein anzunehmen und wird durch die wenigen ihr zuzuschreibenden Reste be-

stätigt¹⁾. Die massiven Ziegelmauern, mit einfachem Stuck- oder Glasur-Ueberzug, ohne jede künstlerische Durchbildung, dominiren auch hier. In den Grundrissen herrscht ein gewisser Parallelismus der Anlage vor, jedoch eine höhere Symmetrie und Regelmässigkeit fehlt. Die Bedachung haben wir uns ohne Zweifel geradlinig horizontal vorzustellen, wenn auch bei Thorwegen die Bogenwölbung, und zwar aus keilförmig gestalteten Ziegeln, ausnahmsweise vorkommt. Den besonders in Gräbern von Mugheir mehrfach wiederholten zugespitzten Bogen aus horizontal geschichteten übereinander vorspringenden Ziegeln finden wir ebenso, nur auf den Steinbau übertragen, bei fast allen Völkern des Alterthums wieder. Aus diesen vereinzelt und meistens chronologisch noch unbestimmbaren Beispielen der gewölbten oder durch Vorkragung erzeugten Bogenform ist auf eine höhere künstlerische Verwendung dieses constructiven Princips kein Schluss zu ziehen.

Vergleichen wir die Architektur dieses Volkes mit der der Hindus, so erscheinen beide in vielen Beziehungen schroff einander entgegengesetzt. Dort der Felsen selbst zum Tempel, seine natürliche Form zur Kunstgestalt umgebildet, hier schon der Boden der Natur abgewonnen, das Baumaterial völlig künstlich, eine durchaus regelrechte Form bedingend; dort ein Uebermaass von üppigvollen, schwellenden Gliedern und bildlichen Verzierungen, hier das geradlinige Element vorherrschend, ohne Säulen und Steinarbeit, flache, nur farbig verzierte Mauern. Das Gemeinsame ist das Vorherrschen sinnlicher Grösse, aber dort ist die Sinnlichkeit phantastisch wild, hier verständig, von Zwecken abhängig, egoistisch.

Denselben Gegensatz können wir, soviel wir von beiden Völkern wissen, auch in ihren politischen Verhältnissen finden. Bei den Hindus sehen wir niemals ein Reich von ungewöhnlicher Ausdehnung, niemals eine unumschränkte Despotie entstehen; die Kastenverhältnisse bringen stets eine mildernde Hemmung der Gewalt, eine Mannigfaltigkeit der Verfassungen und Territorien hervor. Im babylonischen Reiche war selbst die Priesterkaste, wenn auch durch Traum- und Zeichen-Deutung einflussreich, dennoch nicht mächtig genug, um dem Könige Schranken zu setzen. Nebuchadnezar befiehlt, zufolge des Buches Daniel, alle Weisen in Babel umzubringen. Ueberhaupt sehen wir, nach den jüdischen Berichten, im babylonischen Reiche eine eben solche Despotie, wie wir sie später in diesen Gegenden kennen; derselbe Wechsel herrschender Geschlechter, dieselbe Hierarchie der Gewaltherrschaft in den Satrapien, dieselbe Neigung zu Hofkabaln und

¹⁾ G. Rawlinson, a. a. O. I. 105 ff.

Intriguen. In jeder Beziehung also in Indien aristokratische Gliederungen und Einzelheiten, hier kolossale Massenverhältnisse.

Ueber die Bildwerke der Babylonier wissen wir wenig zu sagen. Der Prophet Daniel (III. 1) erzählt uns: „Der König Nebuchadnezar liess ein goldenes Bild machen, sechzig Ellen hoch und sechs Ellen breit, und liess es setzen im Lande zu Babel im Thal Dura“. Dann berichtet er weiter, wie der König die Grossen des Reiches zur Einweihung der Statue zusammenberufen und ihnen anbefohlen habe, vor derselben niederzufallen auf ein gegebenes Zeichen; wer sich weigerte, der sollte in den glühenden Ofen geworfen werden, woran sich die bekannte Geschichte von der Standhaftigkeit der drei Freunde Daniel's und ihrer glücklichen Errettung aus den Flammen knüpft. Die Errichtung einer derartigen Kolossalstatue hat nichts Unglaubliches, Herodot (I. 183) und Diodor (II. 8 ff.) erwähnen ähnliche Werke von Gold und Erz, 12 und 40 Ellen hoch. Neuerdings will man sogar die Basis der Statue Nebuchadnezar's in dem Hügel El-Mokhattat ganz nahe bei Babylon wieder aufgefunden haben¹⁾. An zwei anderen Stellen des Daniel (V. 4, 23) kommen ausser metallenen auch steinerne und hölzerne Götterbilder vor. Die letzteren haben wir uns nach den Andeutungen der Alten wohl meistens vergoldet oder mit einem sonstigem Ueberzug aus edlem Stoffe versehen vorzustellen; ihre Attribute waren mit kostbaren Steinen geschmückt. Erhalten an Freisculpturen ist nichts, was uns eine bestimmte Vorstellung von ihrem Style gäbe²⁾. Nicht besser geht es uns mit den Wandbildern, welche, seien es nun Reliefs oder Malereien, die Bauwerke der Babylonier schmückten. Die schon erwähnten Darstellungen der Jagden des Ninus und der Semiramis auf den Mauern ihrer Königsburg mit kolossalen, vier Ellen hohen Figuren werden in einer Stelle des Propheten Hesekiel (XXIII. 14) als Malereien beschrieben, indem er Juda und Israel als Buhlerinnen darstellt, welche von Liebe brennen, „da sie sahen gemalte Männer an der Wand mit rother Farbe, die Bilder der Chaldäer, um ihre Lenden gegürtet, lang herabhängende Binden um ihren Häuptern, anzusehen wie gewaltige Leute.“ Auch sind wirklich einzelne glasirte Backsteine aufgefunden, welche in lebhaften Farben Pferdehufen, Theile von Löwen und Hunden, menschliche Augen und feingepflegte Bartlocken enthalten, also Fragmente eines derartigen Jagdbildes zu sein scheinen, das aber nicht völlig

1) J. Oppert, a. a. O. I. 239 ff.

2) Vereinzelt steht die marmorne Priesterfigur mit Perrücke und eingetieften Augenhöhlen, von der uns J. R. Wellsted, *Travels to the city of the Caliphs etc.* (1840). I. 202 berichtet. Vgl. Jul. Braun, *Geschichte der Kunst* I. 179, 186.

eben, sondern als farbiges Flachrelief ausgeführt war, indem nämlich einige Theile in kaum bemerkbarer Erhöhung herausmodellirt sind. Gleichzeitig fanden sich Inschriftstreifen und Rosetten, weiss auf blauem Grunde, welche als Einfassung der bildlichen Darstellungen gedient zu haben scheinen¹⁾. In ähnlicher Weise, und zwar hier entschieden als bemalte Reliefs, haben wir uns die Bildwerke im Tempel des Belus vorzustellen, deren Beschreibung durch Berosus erhalten ist²⁾. Es kommen hier namentlich die phantastischen Combinationen von Thier und Mensch oder auch von verschiedenen Thieren untereinander vor, welche uns dann bei sämtlichen vorderasiatischen Völkern und im ältesten Griechenland, ja selbst auf dem alt-italischen Boden wieder begegnen. Dieselbe Verzierung tragen auch einige Thonreliefplatten aus den Gräbern von Sinkereh im unteren Euphratlande³⁾. Jedoch bei diesen, wie bei den zahlreichen kleinen plastischen Werken in Stein und Metall, den sogenannten Cylindern, welche die Babylonier als Petschafte zu führen pflegten (Herodot I. 195), Schmucksachen u. dgl., welche der Boden Chaldäa's zu Tage fördert, ist es mehr als zweifelhaft, ob sie wirklich alt-babylonischen oder nicht vielmehr weit jüngeren Ursprungs sind⁴⁾.

Nördlich von Babylon, am oberen Tigris, erheben sich in der weiten assyrischen Ebene grosse Hügel von einer den chaldäischen verwandten Gestalt. Besonders zahlreich und bedeutsam sind sie auf dem linken Ufer des Stromes, gegenüber der heutigen Handelsstadt Mosul. Schon Xenophon, als er im Jahre 401 v. Chr. mit seinen Zehntausend hier vorüberzog, bemerkte sie und beschreibt ihre Lage ganz so, wie wir sie noch heute finden; die bedeutenden Ueberreste gewaltiger Mauern, die jetzt verschwunden sind, liessen ihn schliessen, dass hier eine grosse Stadt gestanden habe. Erst in unseren Tagen ist seine Vermuthung zur Gewissheit geworden. Dem Eifer und der Ausdauer vornehmlich französischer und englischer Forscher ist es gelungen, in rühmlichem Kampfe mit allen den Hindernissen, welche ihnen Raubsucht, Aberglaube und Ränke der jetzigen Bewohner und ihrer Behörden in den Weg legten, in den Schutt der Jahrtausende einzudringen, und im Schoosse

1) F. Fresnel, Lettre à M. Mohl, *Journal asiatique*. 1853. I. 486; Jul. Braun, a. a. O. I. 161; und namentlich J. Oppert, a. a. O. I. 143 ff.

2) Eusebius, *Chron. Armen.* ed. Aucher (1818). I. 33 ff. K. B. Stark, *Zeitschrift f. d. Alterthumswiss.* 1852. S. 77.

3) G. Rawlinson, a. a. O. I. 116.

4) Dasselbe gilt von dem bei Loftus, a. a. O. 185 ff. beschriebenen Basaltrelief einer Kriegerfigur, welche einen zu Boden geworfenen Feind zu bekämpfen scheint.

dieser Hügel die Paläste zum Theil völlig verschollener Könige und eine neue Kunstwelt von ungeahnter Bedeutung zu entdecken¹⁾. Die Museen der europäischen Hauptstädte, besonders die von London und Paris, sind mit den Schätzen gefüllt, die aus den Ruinenhügeln hervorgegangen, und die Geschichte ist durch die auch an diesen Denkmälern zahlreich erhaltenen Keilinschriften um eine Fülle von Urkunden bereichert, deren vollständige Deutung offenbar noch eine lange Zeit in Anspruch nehmen wird.

Die Hauptstadt, deren Ueberreste jene Hügel bargen, war Ninive, die handels- und beutereiche Residenz der assyrischen Könige, zu welcher der Prophet Jonas gesendet wurde und deren Umfang er (III. 3), wenn man auf diesen die Grössenangabe beziehen darf, in annähernd genauer Uebereinstimmung mit den Nachrichten, welche den Griechen überliefert waren, auf drei Tagereisen schätzt. Die Blüthe der Stadt und des assyrischen Reiches begann im dreizehnten Jahrhundert v. Chr. und dauerte, wenn auch mit Unterbrechungen, etwa 700 Jahre, bis endlich (625 v. Chr.) König Saracus, unfähig den Angriffen seiner empörten Vasallen zu widerstehen, die Brandfackel an seinen Palast legte und mit seinen Weibern und Schätzen auch die reiche Stadt für immer vernichtete. Von den gewaltigen Stadtmauern, auf denen nach den Berichten der Griechen drei Wagen neben einander fahren konnten, von ihren 1500 Thürmen und von den vielen Thoren, durch die eine unermessliche Bevölkerung wogte, geben vielleicht noch gewisse fortlaufende Höhen

¹⁾ Eine gedrängte Geschichte der assyrischen Ausgrabungen findet sich in den beiden Programmen von H. J. C. Weissenborn, Ninive und sein Gebiet. Erfurt 1851 und 1856, 4. Aus der übrigen, in stetem Wachsen begriffenen Literatur heben wir hervor: P. E. Botta et E. Flandin, Monument de Ninive. Paris 1849—50. 5 vols. Fol.; J. P. Fletcher, Narrative of a two years residence at Nineveh. 2. ed. London 1850. 2 vols. 8; A. H. Layard, The monuments of Niniveh. London 1849. Fol.; Derselbe, A second series of the Monuments of Nineveh. London 1853. Fol.; Derselbe, Niniveh and its remains. London 1849. 2 vols. 8. Deutsch von Meissner. Neue Ausg. Leipzig 1854. 8; Derselbe, A popular account of discoveries at Nineveh. London 1851. Deutsch v. Meissner. Leipzig 1852. 8; Derselbe, Discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon. London 1853. Deutsch v. Zenker. Leipzig 1856. 8; G. F. Grotefend, Anlage und Zerstörung der Gebäude zu Nimrud. Göttingen 1851. 4; W. S. Vaux, Nineveh and Persepolis. London 1851 (2. Ausg. 1855). Deutsch v. Zenker. Leipzig 1852. 8; J. Fergusson, The palaces of Nineveh and Persepolis restored. London 1851. 8; Derselbe, Nineveh and its ruins. London 1855. 8; F. Bonomi, Nineveh and its palaces. 2. ed. London 1853. 8; P. H. Gosse, Assyria, her manners and customs, arts and arms, restored from her monuments. London 1852. 8; C. Sandreczki, Reise nach Mosul und durch Kurdistan. 4 Thele. Stuttgart 1857. 8; G. Rawlinson, The five great monarchies of the ancient eastern world. Vol. I. London 1862. 8. Pag. 225 ff.; Vol. II. London 1864.

eine schwache Spur, aber die Wohngebäude sind mit Ausschluss jener königlichen Paläste völlig verschwunden und waren es, wie gesagt, schon zu Xenophon's Zeit, 200 Jahre nachher.

Die Ausgrabungen in den Trümmerhügeln erklären diesen unglaublich raschen Verfall. Die Niniviten bauten, wie die Bewohner von Babel, in dem vergänglichsten Material, in Luftziegeln und mit hölzernen Decken; hatte der Brand diese zerstört, so spülte der Regen, dörnte die Sonne die Mauern hinweg. Es ist charakteristisch für die Sinnesweise dieses Volkes, dass es auch hier, im Angesichte des Gebirges, an den Ufern des daraus herabströmenden Tigris, bei einem durch Jahrhunderte aufgehäuften Reichthum und einem sprüchwörtlich gewordenen Luxus keine solidere Bauweise annahm. Diese Könige, welche eine Welt beherrschten und in allen Genüssen schwelgten, liessen Hunderttausende von Gefangenen herbeitreiben, stellten ihre Paläste, um sie über das Gewöhnliche zu erheben, auf künstliche Hügel, häuften Massen auf Massen und imponirten den Völkern dadurch so sehr, dass sie noch lange davon fabelten; aber sie verwendeten zu diesen Weltwundern den vergänglichsten und unwürdigsten Stoff. Nur zu Substructionen, Brüstungsmauern und zum Theil zu Sculpturen verwendete man einen groben Kalkstein; die Mauern der Paläste belegte man im Inneren und zum Theil auch äusserlich mit grossen Alabasterplatten, aber dies doch nur zur Pracht, obgleich dann freilich diese Platten das Verdienst gehabt haben, die Wände unter dem Schutte zusammen zu halten und die Anlage und Eintheilung des Ganzen zu bewahren.

Die bedeutendsten unter den assyrischen Ruinenhügeln und zugleich die, deren Ausgrabung am weitesten gefördert ist, sind die von Nimrud, Khorsabad und Kujundschiik. Sie fallen zwar nicht alle direct in das Umwallungsgebiet der alten Hauptstadt hinein, können aber insofern, als der Name Ninive für sämtliche Herrschersitze der assyrischen Könige gleichsam zur Collectivbezeichnung geworden ist, als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden. Am grössten ist Nimrud, nach dem in diesen Gegenden so oft wiederholten Namen des sagenhaften Jägers benannt, neueren Forschungen zufolge das Calah der Bibel, ein Viereck von 2000 Fuss Länge und mehr als 1000 Fuss Breite¹⁾, welches mehrere Palastruinen und andere Baureste aus sehr verschiedenen Zeiten enthält, und selbst wieder nur den bevorzugten Theil einer grösseren Stadtanlage bildete, deren Spuren sich ostwärts in der Ebene verfolgen lassen. An der nordwestlichen Ecke

¹⁾ Oppert, Expéd. scientif. en Mésop. I. 308 ff.; G. Rawlinson, a. a. O., I. 251 ff.; 396 ff.

jenes Oblongums erhebt sich ein pyramidaler Hügel von über 100 Fuss Höhe, der in seinem Inneren einen quadratischen Terrassenbau mit räthselhafter gewölbter Ganganlage, vermuthlich ein Grabdenkmal der alten assyrischen Könige, umschliesst. Den Fabeln der Griechen von einem himmelhohen Monumente, welches die Königin Semiramis über der Leiche ihres Gemahls habe errichten lassen, mögen Berichte von diesem Gebäude zu Grunde liegen, das noch jetzt durch seine imposante Gestalt die Blicke der Reisenden in der weiten Tigris-Ebene schon von fernher auf sich zieht. Unmittelbar daran stösst der sogenannte Nordwestpalast, welcher der jetzigen Deutung der Keilschriften zufolge von einem älteren Sardanapal etwa im zehnten Jahrhundert v. Chr., jedoch mit Benutzung einer Baulichkeit aus weit früherer Zeit, aufgeführt worden sein soll. Ferner enthält die Trümmerstätte von Nimrud, ausser zwei kleineren Ruinen, welche man für Tempel hält, noch drei Paläste, von denen der südwestliche dem Sohne des Sanherib, Esarhaddon (c. 680—667), zugeschrieben wird. Diese sind jedoch viel weniger gut erhalten als der Nordwestpalast; zu dem Palaste des Esarhaddon scheinen Theile von einem der älteren Gebäude verwendet worden zu sein. Einer der wichtigsten Funde von Nimrud ist endlich der Obelisk eines Königs Salmanassar, gegenwärtig im britischen Museum, ein 7 Fuss hoher basaltener Denkstein mit stufenförmig verjüngter Spitze, auf dessen vier Seitenflächen in zahlreichen kleinen Reliefs und Keilschriften einige zwanzig Feldzüge jenes Monarchen verherrlicht werden¹⁾. — Die Ruinen von Khorsabad, die zuerst von allen assyrischen Trümmerstätten aufgegraben wurden und noch fortwährend die wichtigsten Aufschlüsse über den Palastbau der alten Assyrier darbieten, rühren sämmtlich von einem einzigen Herrscher, dem König Sargina oder Sargon (721—704) her, welcher sich in seinen letzten Regierungsjahren diese mehrere Meilen stromaufwärts am Khosr-Bach und ziemlich weit vom Tigris abseits gelegene Stätte zum Herrschersitz erwählte. Der prachtvolle Palast, den er hier erbaute, scheint nicht lange nachher durch Feuer zu Grunde gegangen zu sein und wurde von Sargon's Nachfolgern nicht wieder aufgebaut. Von der Stadt jedoch, welche sich an die Palastanlage des Königs anschloss, hatte sich wenigstens der alte Name, Sargonsstadt, bis auf die Tage der Araber erhalten²⁾. Die Ruinen haben bei ihrer jüngsten Durchforschung durch den franzö-

¹⁾ Ch. Forster, *The one primeval language*. T. I. *The monuments of Assyria, Babylonia and Persia*. London 1854. S. 105 ff.; Layard, *Monum. of Nin.* Pl. 53—56; G. Rawlinson, *a. a. O.* I. 333 ff.; II. 357 ff.

²⁾ J. Oppert, *a. a. O.* I. 351; G. Rawlinson, *a. a. O.* II. 424.

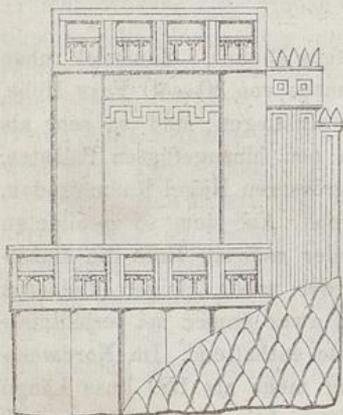
sischen Consul Place, von der uns ein in Aussicht gestelltes grosses Denkmälerwerk nähere Kunde bringen wird, ausser dem Palast und seinen Dependenzien, worunter sich einige Mauerstücke mit jener alt-babylonischen Mosaikbekleidung befinden, auch die stattlichen Ueberreste eines mehrstufigen Terrassentempels zu Tage gefördert. — Zu den jüngsten dieser Bauten jenseits Mosul gehören die Paläste von Kujundschiik, theils von König Sanherib (704—680), theils von seinen beiden Nachfolgern Esarhaddon und Sardanapal errichtet. Der Bau des letztgenannten Herrschers, welcher um die Mitte des siebenten Jahrhunderts entstanden sein mag, bezeichnet durch die Schönheit und Sauberkeit seiner Ornamentation die höchste Blütheperiode der assyrischen Kunst.

Um dieselbe Zeit scheinen auch die bisher noch wenig untersuchten Paläste von Nebbi Junes gegründet worden zu sein. Der Klang dieses Namens beweist, dass die einheimische Tradition hier den Schauplatz der Prophetie des Jonas versetzte und es ist nach der neueren Forschung mehr als wahrscheinlich, dass nirgendwo anders als an dieser Stelle der eigentliche Mittelpunkt von Alt-Ninive zu suchen ist. — Ausser den genannten erscheinen von den Ruinenstätten östlich vom Tigris Keremles, Selamijeh, Arbil (Arbela), Bawian, westwärts Arban am Khabur, und endlich das im Süden von Nimrud gelegene Kileh Schergat als die wichtigsten. Namentlich der letztgenannte Ort birgt in seinen plateauförmigen, von Wällen umgebenen Trümmerhaufen ohne Zweifel die Ueberbleibsel sehr ansehnlicher assyrischer Bauten.

Die Anlage aller dieser Paläste ist sehr ähnlich. Zunächst ruhen sie sämmtlich auf terrassenartigen Unterbauten von 30—40 Fuss Höhe, welche in Absätzen mit breiten Treppen aufstiegen, und so sehr als nothwendig betrachtet wurden, dass man neu hinzugefügten Palästen, obgleich sie auf dem bereits vorhandenen grösseren Hügel Raum fanden, doch auch wieder besondere Terrassen gab. Auf dem so gebildeten Plateau gruppirt sich dann um einen oder mehrere Höfe die einzelnen Theile und Flügel des Schlosses, jeder neben einigen kleineren Gemächern einen oder mehrere grosse und zwar immer bei verhältnissmässig geringer Breite auffallend lange Säle enthaltend. Im Nordwestpalaste von Nimrud hat der Hauptsaal bei mehr als 150 Fuss Länge nur 33 Fuss Breite. In den jüngeren Bauten kommen Räume von 45 und 60 Fuss Breite bei etwa 160 Fuss Länge vor. Alle Wände waren aus den erwähnten Luftziegeln errichtet und zwar von bedeutender, nach der Grösse der Räume verschiedener Stärke, bei den Aussenmauern wohl von 20, bei Zwischenwänden von 5 Fuss. Dieses schlechte

Material trat aber nirgends zu Tage; vielmehr waren, abgesehen von den hin und wieder vorkommenden Umfassungsmauern aus gebrannten Ziegeln, die Façaden und alle bedeutenderen Innenräume mit grossen, wenigstens acht Fuss hohen, vier bis sechs Fuss breiten und gegen einen Fuss starken Alabasterplatten bekleidet, auf denen in farbigen Reliefs die Thaten der Könige und ähnliche Hergänge dargestellt waren. Oberhalb dieser war die Wand mit glasierten Ziegeln oder einem Gypsbewurf bedeckt, die mit farbigem Schmuck von Ornamenten oder figürlichen Darstellungen versehen waren. Der Fussboden war mit Alabasterplatten oder gebrannten Ziegeln belegt und ohne Zweifel alles Andere mit Farben und Vergoldung reich verziert. Wie man aus gewissen Nachrichten schliessen darf, wurden überdies bei Festlichkeiten kostbare Teppiche, etwa zur Scheidung der langen Räume, aufgehängt. Der ganze obere Theil des Gebäudes ist in sämtlichen Ruinen zwischen die unteren, von den Alabasterplatten gehaltenen Wände herabgestürzt; wie die Beleuchtung und Bedeckung der grossen Säle bewirkt war, lässt sich daher aus den Monumenten nicht mit Sicherheit erkennen. Kleinere, engere Gemächer hat man mit Erdziegeln überwölbt gefunden, bei den grösseren Sälen wäre dies unmöglich gewesen; höchst wahrscheinlich waren sie daher mit Balken gedeckt, von denen die zahlreich im Schutte gefundenen Kohlen herrühren werden. Diese Art der Bedeckung, nach Strabo (XVI. 1) gewöhnlich mit Palmbalken, ist auch

Fig. 19.



Reliefbild eines Gebäudes mit Gallerien.

wohl als Grund anzusehen, weshalb man in diesen Gegenden sehr lange aber schmale Häuser zu bauen pflegte. Ob in den späteren, etwas breiter gehaltenen Sälen auch Säulen oder Pfeiler als Stützen der Decke angebracht wurden, muss dahin gestellt bleiben; jedenfalls waren sie von einem vergänglichem Materiale, das keine Spuren hinterlassen hat. Das Licht kam dann wahrscheinlich von oben durch Gallerien mit fensterartigen Oeffnungen, die unmittelbar unter der Decke angebracht wurden; wenigstens erkennt man solche an den bildlich dargestellten Gebäuden, wie das nebenstehende Relief aus Kundschik (Fig. 19) zeigen kann¹⁾.

¹⁾ Vgl. G. Rawlinson, a. a. O. I. 380 ff.

Es ist begreiflich, dass in diesen Bauten, trotz ihrer kolossalen Grösse und aller Pracht, in der sie prangten, kein wirklich architektonischer Styl sich bilden konnte, da sie aus einem keiner edleren Formfähigen Stoffe bestanden, der nur den Gedanken an Verhüllung erweckte. Allein auch sonst, unabhängig von der Einwirkung dieses Materials, erkennen wir an manchen Zügen den völligen Mangel architektonischen Sinnes. Die Alabasterplatten, welche in ihrem Zusammenhange wenigstens zu räumlichen Eintheilungen benutzt werden konnten, sind ganz ohne Einrahmung oder architektonische Begränzung geblieben, und selbst für den ausgezeichnetsten Theil jedes Bauwerks, der sich von selbst zu architektonischer Form gestaltet, für die Portale, war nicht eine solche, sondern ein bildlicher symbolischer Schmuck herkömmlich. Ihre Wandecken sind nämlich vorn und seitwärts mit Reliefplatten bekleidet, welche die Gestalt eines phantastischen Thieres in kolossaler Grösse darstellen (Fig. 20), das Löwenleib und Stierklauen mit einem mächtigen Flügelpaare und mit bärtigem, priesterlich geschmücktem Menschen-

Fig. 20.



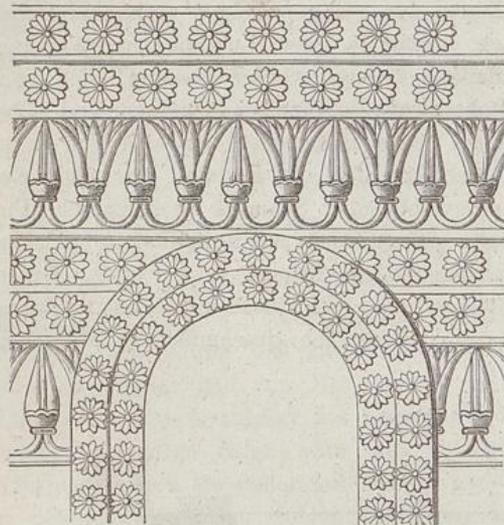
Portalsculpturen von Khorsabad.

haupte verbindet, und hinter dem sich dann erst die ohne Zweifel reich geschmückte Thür einwärts öffnete. Dass die Oeffnung wenigstens bei Durchgängen von geringerer Spannweite überwölbt gewesen ist, lässt sich beispielsweise aus dem umstehenden Thor vom Nordpalaste zu Kujundschi (Fig. 21) und aus anderen, mit glasirtem Ziegelschmuck belegten Portalen erkennen, deren bedeutendstes, mit einer Bogenweite

von 14—15 Fuss, in den Umfassungsmauern von Khorsabad zu Tage gekommen ist¹⁾.

Auch auf den Reliefs erscheinen die Gebäude vorherrschend

Fig. 21.



Portalbekleidung in Kujundschik.

nüchtern, festungsartig, aus senkrechten, durch breite Wandstreifen verstärkten, mit Zinnen bekrönten Mauern bestehend, welche meistens kahl, nur manchmal mit unbedeutenden und willkürlich angebrachten Ornamenten verziert und in einzelnen Fällen von einer mit Bäumen besetzten Terrasse umgeben sind. Zweiflügelige Thüren, geradlinig oder in Bogenform überdeckt, bilden die Eingänge, Fenster fehlen, und nur jene schon erwähnten, hoch oben

unter dem formlosen Gesimse hinlaufenden Gallerien bieten ein architektonisches Interesse dar. Sie haben nämlich Säulchen mit runder Basis, einem aus mehreren Ringen bestehenden Säulenhalse und einem Kapitäl, das an das ionische erinnert, aber mit verdoppelter Volute. Ganz ähnliche Säulchen stützen das Dach eines kleinen am Wasser belegenen Gebäudes auf einem Relief aus Khorsabad (Fig. 22), welches von Einigen für einen Pavillon, von Anderen wegen seiner Uebereinstimmung mit Gebäuden von unzweifelhaft sacraler Bedeutung für ein Heiligthum gehalten wird. Auf anderen Reliefs zeigen sich an den Kapitälern vereinzelte vegetabilische Formen, theils kelchartig, in der Weise des korinthischen Styls (Fig. 23. a), theils an einer Art Würfel (Fig. 23. b) paarweis in doppelten Lagen zusammengruppirt, und bisweilen mit einem förmlichen kleinen Abacus verbunden, welcher namentlich dem Kelchkapitäl ein ganz wohlgegliedertes, in sich geschlossenes Aussehen verleiht. In den Ruinen hat man, wie gesagt, bisher keine Spur dieser Formen aufgefunden. Auch für die Gestaltung der Basis fehlt

¹⁾ J. Fergusson, The illustr. Handb. of Archit. I. 173.

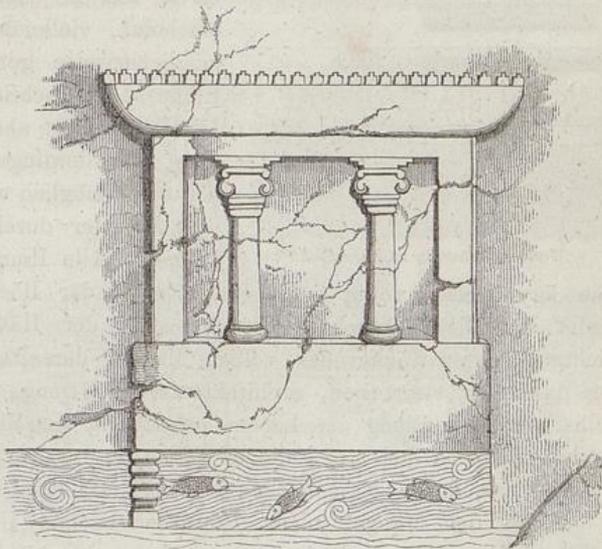
jedes monumentale Beispiel; denn die kreisrunden, auf einer viereckigen Platte ruhenden Piedestale von gedrückter Kugelform, welche sich vor

dem Palaste des Sanherib in Kujundschiik gefunden haben (Fig. 24. a), können ihrer ganzen Beschaffenheit nach keine Säulenbasen, sondern höchstens Füße für Baldachinträger oder sonstige Untersätze decorativer Art gewesen sein. Ihre bogenförmige Verzierung kehrt übrigens auch bei Säulenbasen auf Reliefs (Fig. 24. b), nur in roherer,

gleichsam abgekürzter Fassung wieder. Einen überraschenden Eindruck macht es, einige dieser Säulen, ganz in der Weise der früh-mittelalterlichen Kunst, mit ihrer Basis auf den Rücken schreitender Löwen gestellt zu finden, wie dies aus dem untenstehenden Reliefbilde von Kujundschiik

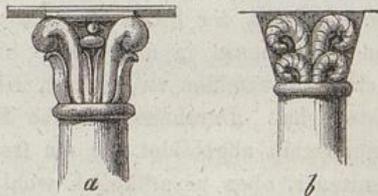
(Fig. 24. c) ersichtlich ist. Von wirklichen Ueberresten architektonischer Details ist nur eine in Haustein ausgeführte Terrassenbrüstung zu Khor-

Fig. 22.



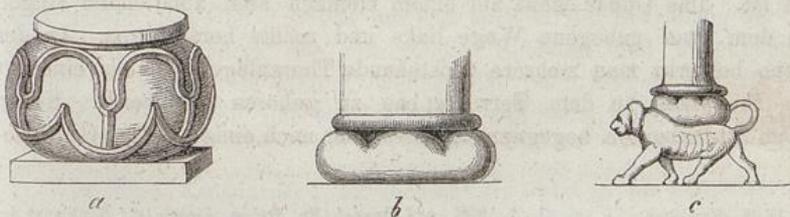
Baulichkeit auf einem Relief von Khorsabad.

Fig. 23.



Säulenkapitälé auf assyrischen Reliefs.

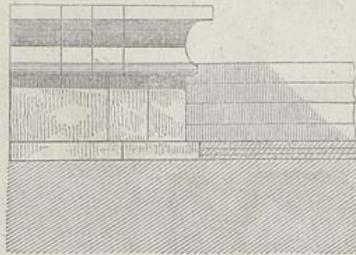
Fig. 24.



Piedestal und Säulenbasen von Kujundschiik.

sabad (Fig. 25) zu nennen, deren Krönung, aus einer Hohlkehle mit Plättchen und Rundstab bestehend, dem ägyptischen Gesims ähnlich,

Fig. 25.



Terrassenbrüstung zu Khorsabad.

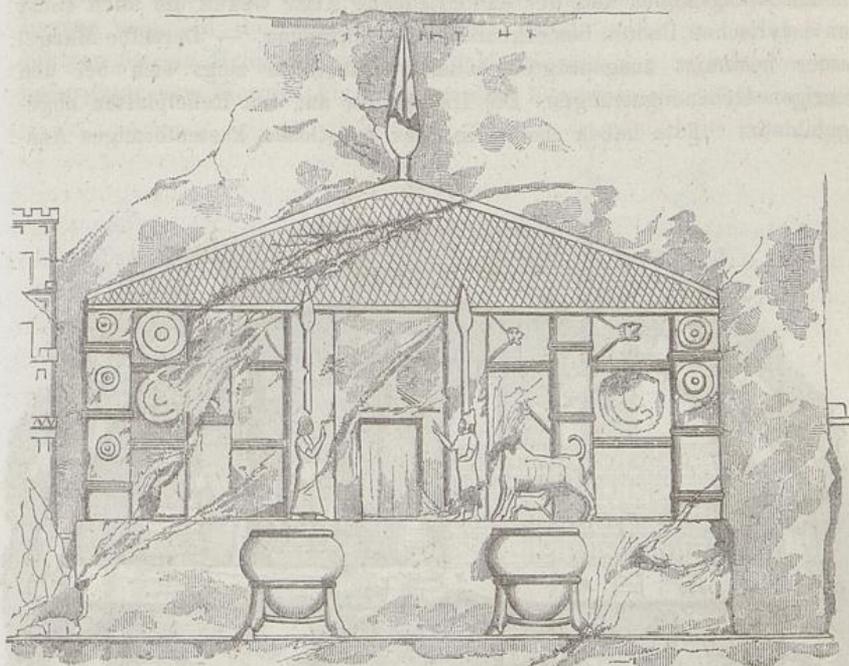
den ägyptischen völlig verschieden, statt der Böschung der Mauer findet sich die senkrechte Haltung, statt der Häufung volkräftiger, dichtgedrängter Säulen der völlige Mangel derselben, überhaupt statt der durchweg steinernen, architektonischen Strenge der Aegypter, die selbst die Darstellung des Lebens beherrscht, eine Sinnesweise, der das Architektonische fern liegt, die es selbst da, wo es sich kaum zurückweisen liess, durch symbolisches Bildwerk ersetzte.

Auch der Mangel einer charakteristischen Unterscheidung und selbstständigen Entwicklung der verschiedenen Gebäudegattungen legt für den geringen Grad architektonischer Begabung im assyrischen Volke Zeugniß ab. Die herrschende Form der Tempel von grösseren Dimensionen scheint der Stufenbau gewesen zu sein, wie er sich in Babylonien und ebenso in den leider bis jetzt nur ungenügend erforschten Terrassenpyramiden zu Nimrud, Khorsabad und Kileh Schergat herausgestellt hat. Durchaus dieselbe Form ist auch auf einem Relief aus Kujundschiik abgebildet, als ein freilich nur in seinen drei unteren Stufen erhaltener, oben ursprünglich wohl mit einem kleinen Gemach bekrönter Bau, an dessen zweitem und drittem Stockwerke wir deutlich zwei übereinander liegende Pforten oder Nischen bemerken können, während das unterste Geschoss, in derselben Weise wie wir es auch an den Monumenten finden, durch senkrechte Eintiefungen in der Mauer gegliedert ist. Das Ganze steht auf einem ziemlich steil abfallenden Hügel, von dem zwei gebogene Wege links und rechts herabführen. In der Ebene bemerkt man mehrere freistehende Thoranlagen, die als eine Art von Propyläen zu dem Terrassenbau zu gehören scheinen¹⁾. Neben diesen Stufenbauten begegnen uns nun aber noch einige andere Gebäude-

¹⁾ G. Rawlinson, a. a. O. I. 393, und danach Fr. Reber, *Gesch. d. Baukunst im Alterth.* S. 61 ff.

formen, welche auf die Bedeutung von Tempeln oder wenigstens tempelartigen Heiligthümern Anspruch haben. Vor Allem das nebenstehend abgebildete Gebäude mit dem hohen Giebeldach auf einem Relief von Khorsabad (Fig. 26), welches durch die grossen, zu beiden Seiten des

Fig. 26.



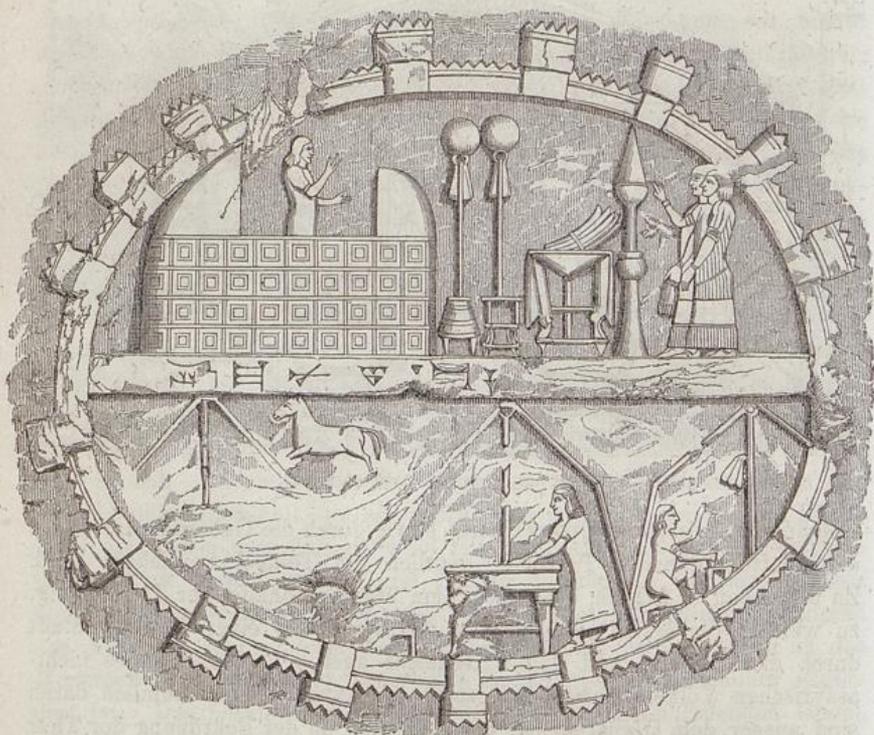
Tempel auf einem Relief von Khorsabad.

Eingangs aufgestellten Opfergefässe, sowie durch die Geberden der neben der Pforte stehenden Personen deutlich als Tempel bezeichnet wird. Zu bemerken ist freilich, dass nach dem übrigen Inhalte der Darstellung, zu welcher dieser Bau gehört, hier die Eroberung einer fremden Stadt durch die Assyrier und somit vielleicht auch die Bauart eines nicht-assyrischen Völkerstammes dargestellt sein kann¹⁾. Eigenthümlich daran sind ausser dem Giebel selbst, der sich auch an der Bekrönung der Thür wiederholt, besonders die mit runden Schilden und löwenköpfigem Geräth geschmückten Pfeiler, welche das Dach tragen und die hohe lanzenförmige Spitze, mit welcher der an den Seiten abgestumpfte Giebel

¹⁾ H. Weiss, Kostümkunde I. 439 betrachtet den Giebel als den Kleinasiaten eigenthümlich und ist geneigt, sich den homerischen Tempelbau nach den Anhaltspunkten dieses Reliefs zu vorzustellen.

oben verziert ist. Ferner wird durch einen vor ihm abgebildeten Altar auch der pavillonartige Bau auf einem Reliefbilde von Kujundschi¹⁾ mit Wahrscheinlichkeit als Heiligthum bezeichnet. Es wiederholen sich hier fast ganz dieselben Formen, welchen wir an dem oben (Fig. 22) abgebildeten Gebäude mit Säulen begegnet sind. Das Dach des vermeintlichen Heiligthumes und der davorstehende Altar tragen die auch sonst an assyrischen Bauten bemerkbare Zinnenbekrönung. — Derselbe Mangel einer bestimmt ausgeprägten höheren Kunstform zeigt sich bei den übrigen Gebädegattungen. Die Häuser der auf den Reliefplatten abgebildeten Städte haben theils ein ganz kunstloses, kastenförmiges Aus-

Fig. 27.



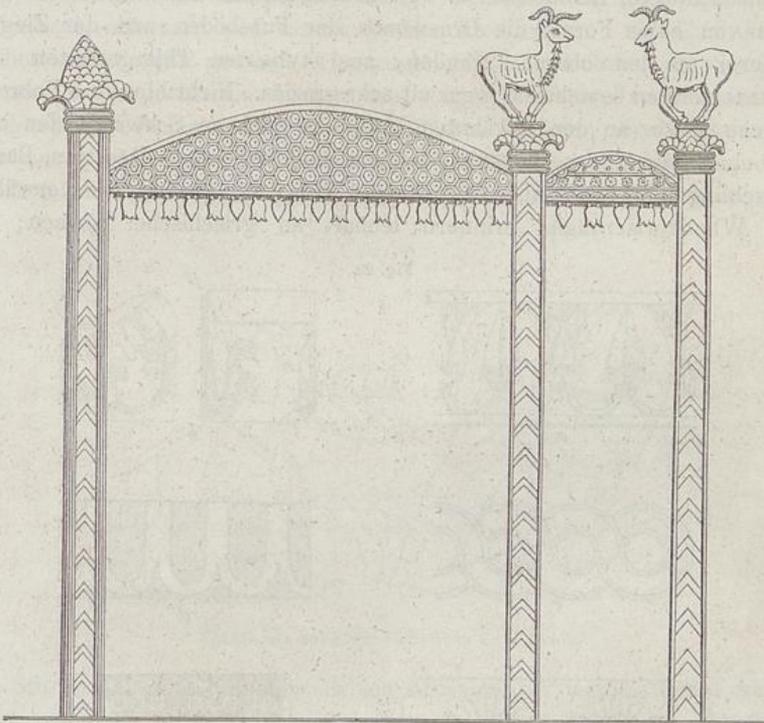
Befestigtes Lager auf einem Relief von Khorsabad.

sehen mit schmaler Thür zur Seite und einer erhöhten Plateform an der einen Ecke, theils erscheinen sie auch wohl mit einer backofen- oder bienenkorbartigen, oben geöffneten Kuppel versehen, wie sich diese

¹⁾ G. Rawlinson, a. a. O. I. 388; Fr. Reber, a. a. O. S. 50.

noch heute im Orient, besonders in syrischen Dörfern häufig findet¹⁾. Wo die Ansiedelung mehr den Charakter eines befestigten Lagers als einer Stadt zeigt, wie auf dem nebenstehenden Reliefbilde von Khor-sabad (Fig. 27), nehmen die Wohnungen oft geradezu die Gestalt von Zelten an. Der wie ein ausgeschnittener Bienenkorb geformte Bau in der oberen Abtheilung des Reliefs dürfte das Cultuszelt des dargestellten Lagers sein. In die letztere Kategorie gehört wohl auch der von Einigen für ein Heiligthum erklärte Baldachin auf der beigefügten Reliefsculptur von Nimrud (Fig. 28), an dem besonders die beiden einan-

Fig. 28.



Zeltartiger Bau auf einem Relief von Nimrud.

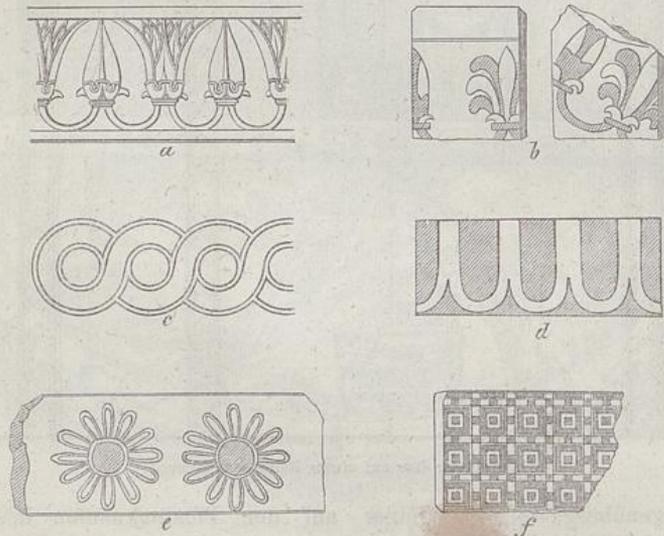
der gegenübergestellten Widder auf den Pfostenknäufen in's Auge fallen. Wie wir uns die verschiedenen Bogenformen an diesen Baulichkeiten konstruirt zu denken haben, ist natürlich aus den Bildwerken selbst nicht sicher zu erkennen. Doch lässt sich schwerlich an eigentliche Wölbungen denken. Diese begegnen uns ausser an Stadthoren,

¹⁾ G. Rawlinson, a. a. O. I. 403 ff.

von denen eines die Bogenwölbung unmittelbar auf den Rücken der kolossalen Flügelthiere gestellt zeigt, nur bei unterirdischen Bauten, Wasserleitungen oder sonstigen tunnelartigen Anlagen und zwar sowohl in Spitzbogen- als auch in Rundbogenform; sie sind stets in Ziegeln ausgeführt, theils mit radialer, theils mit horizontaler Stellung der Ziegel, und in technischer Hinsicht oft höchst vollkommen, ohne dass jedoch aus dieser Verwendung der Gewölbeform der assyrischen Baukunst irgend ein decorativ oder constructiv bedeutsames höheres Element erwachsen wäre.

Neben diesem Mangel des eigentlich architektonischen Sinnes finden wir aber ein feines Gefühl für das Ornamentistische. Alle Geräte, Waffen, Möbeln, Thronessel u. dgl. in den Ruinen und auf den Reliefs, sind von edler Form, die Ornamente der Fussböden und der Ziegelmalerei an den oberen Wänden, aus stylisirten Thiergestalten und Pflanzenformen bestehend, sogar oft sehr graziös. Nicht bloss die Voluten, welche ausser an den erwähnten Kapitälern auch an Schwertgriffen und Möbeln wiederholt vorkommen, sondern auch Palmetten, Rosetten, Bandverschlingungen und andere Ornamente (Fig. 29, a—f) in den erwähnten Wandverzierungen erinnern lebhaft an griechische Formen; sie

Fig. 29.



Assyrische Ornamentmotive.

scheinen sich wirklich von hier aus über das ganze westliche Asien verbreitet zu haben und so zu den Hellenen gelangt zu sein. An fruchtbaren Formgedanken fehlte es also diesem Volke, ungeachtet seines unarchitektonischen Sinnes, nicht. Auch die Tracht ist, wengleich mit

Stickereien, Tressen, Goldschmuck, künstlich gepflegtem Haarwuchs überladen und etwas steif, dennoch würdig und nicht ohne Geschmack.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Plastik dieses Volkes, so ziehen hier vor Allem die Reliefs auf jenen Alabastertafeln der Wände, zunächst schon durch ihren Inhalt, unsere Blicke auf sich. Weit entfernt von der wildphantastischen Richtung der indischen Bildnerei, stellen sie meist Hergänge aus dem Leben dar, besonders die Thaten der Könige, und zwar mit einer gewissen realistischen Treue, so dass wir, auch wenn die zahlreichen, diese Reliefs begleitenden Keilschriften nicht vollständig entziffert werden sollten, hier die lebendigste Anschauung von einer weit entlegenen Vorzeit erhalten, die wir früher nur durch mittelbare, schwache und sagenhafte Berichte kannten. Ein Theil dieser Reliefs erzählt von grossen Kriegszügen mit allen Details; die verschiedenen Truppengattungen werden uns vorgeführt, das Fussvolk in geschlossenen Gliedern schreitend, die leichte Reiterei, die Streitwagen; wir sehen sie in Schlachten, über gefallene Feinde hinstürmend, die Flihenden verfolgend (Fig. 30), in Einzelkämpfen, bei Belagerungen,

Fig. 30.



Kampfszene auf einem Relief von Kujundschiik.

wo Sturmböcke und Kriegsmaschinen herangeführt werden und Verwundete von oben herabstürzen, bei Flussübergängen, wo die königliche Barke von Reitern und von durch Schwimmblasen getragenen Fussvolk begleitet ist, bei Beutezügen, wo Heerden fortgeführt oder durch die Hirten gerettet werden u. s. f. Ein anderes beliebtes Thema sind die Jagden des Königs auf Löwen oder wilde Stiere, mit mannigfach wechselnden Episoden der Gefahr und des Erfolges. Dann kommen Szenen der Repräsentation, wo der König, mit langem, eng anschliessendem, von Franzen und Stickereien bedecktem Gewande, mit hoher Tiara, künstlich gekräuseltem, regelrecht herabhängendem Haupthaare, den Herrscherstab

in der Rechten, die Linke am Degenknopfe, feierlich einherschreitet oder auf reichem Sessel thront, umgeben von zahlreichem Hofstaate, unter welchem die bartlosen, wohlgenährten Eunuchen leicht erkennbar sind und eine wichtige Rolle spielen. Hin und wieder begegnen uns auch wohl Darstellungen, welche, im Gegensatz gegen die wilde Unruhe der Kriegs- und Jagdabenteuer und gegen das feierliche Ceremoniell der Hofetikette, rein gemüthlichen, genrehaften Szenen oder den verschiedenen Beschäftigungen des Privatlebens gewidmet sind. So sehen wir auf dem nebenstehenden Relief (Fig. 31) eine aus ihrer Heimath fort-

Fig. 31.

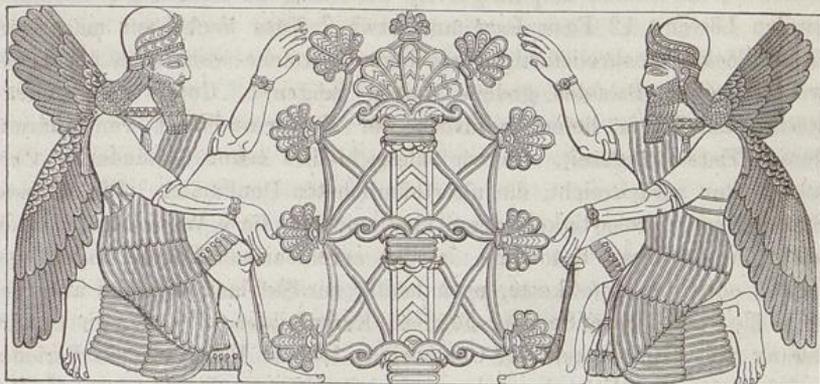


Familienszene auf einem Relief von Kujundschiik.

geschleppte Familie von Gefangenen auf ihrem Zuge Rast halten. Die Pferde sind ausgespannt und der Familienvater labt sich, auf dem bepackten Wagen sitzend, an einem Erfrischungstrunk, während Mutter und Kind im zärtlicher Umarmung die Klagen über ihr trauriges Loos auszutauschen scheinen. Auf anderen Reliefs finden wir die häuslichen Verrichtungen, Speisebereitung und Mahlzeit, Gewerbfleiss, Kunst, bisweilen auch Spiel und sonstige Unterhaltung anschaulich dargestellt. — Neben diesen der Wirklichkeit entlehnten Bildern kommen dann aber auch phantastische Gestalten vor; so jene Thorwächter mit dem Menschenhaupte und dem kolossalen geflügelten Stier- oder Löwenleibe, ferner geflügelte Löwen mit Adlerkrallen und Eselschren, die ein geflügelter, priesterlicher Mann mit Sichel und Dreizack verfolgt, dann männliche Gestalten, ebenfalls mit Adlerkrallen und langbeohrtem Löwenhaupt, in beiden Händen Dolch und Schwert, womit sie sich paarweise bekämpfen, ferner priesterlich gekleidete Männer mit Flügeln, Adlerkopf und allerhand heiligem Geräth in den Händen, sowie andere ähnliche Gestalten, welche den sogenannten heiligen Baum knieend verehren (Fig. 32) oder einen Fisch rückwärts über den Kopf gezogen haben, so dass ihnen das Schwanzende desselben mantelartig am Rücken herabhängt, endlich die mehrfach neben den Portalkolossen (vgl. Fig. 20) stehende my-

thische oder allegorische Kolossalfigur eines Helden, der einen Löwen bekämpft oder ihn wie besiegt und gezähmt unter dem Arme hält.

Fig. 32.



Cultushandlung auf einem Relief von Nimrud.

Ungeachtet des etwa vierhundertjährigen Zeitraumes, dem die entdeckten Paläste nach den Entzifferungen der Sprachgelehrten angehören, sind die Veränderungen der Kunst, welche wir an diesen plastischen Werken beobachten können, doch überwiegend äusserlicher Art. Sie documentiren einen stetigen Fortschritt von alterthümlicher Strenge und Steifheit zu einer freieren und lebensvolleren Darstellungsweise, ohne dass jedoch desshalb der Stoffkreis der Kunst sich wesentlich veränderte, oder die Auffassung über die Grenzen der einmal festgestellten Typik hinausgeführt worden wäre¹⁾. Den primitivsten Eindruck machen die Portalsculpturen, welche bei Arban, im Westen Assyriens, an den Ufern des tritfenreichen Khabur nebst anderen Resten uralter Ansiedelung der mesopotamischen Völker zu Tage gekommen sind. Darunter befinden sich mehrere Löwen und einer jener geflügelten, menschenhäuptigen Kolosse, wie wir sie vor den Palastpforten der assyrischen Könige getroffen haben. Während schon an diesen die Sehnen der gewaltigen Thierleiber meistens übertrieben angegeben sind, „liegen sie hier vollends wie ein verschnörkelt aufgenageltes Lattenwerk darüber“²⁾. Es bleibt

¹⁾ Vgl. G. Rawlinson, a. a. O. I. 422 ff. J. Braun, *Gesch. d. Kunst* I. 236 sagt zu wenig, wenn er die hauptsächlichliche Veränderung der assyrischen Plastik „in Schmuck und Kostüm und Pferde- und Wagenrüstung“ setzt, Lübke, *Gesch. d. Plastik*, S. 41 dagegen zu viel, wenn er in Anbetracht der „bemerkenwerthen Wandlungen des Styles“ von dem „Bild einer wirklichen inneren Entwicklung“ spricht.

²⁾ J. Braun, a. a. O. I. 246.

jedoch immerhin zweifelhaft, ob wir diese Rohheit als conventionelles Erstarren oder als jugendliche Unbeholfenheit aufzufassen haben. Dasselbe gilt von einigen ähnlichen Werken, deren Fundort noch weiter westwärts im oberen Euphratgebiete bei Serug zu suchen ist, ebenfalls zweien Löwen, 12 Fuss lang und etwa 7 Fuss hoch, aus mächtigen Basaltblöcken hochreliefartig vorspringend, welche wohl auch als Thorwächter eines Palastes gedient haben mögen¹⁾. Unter den Ruinenstätten am Tigris liefert natürlich der Nordwest-Palast von Nimrud, dessen Entstehungszeit, wie wir sahen, bis in's zehnte Jahrhundert v. Chr. und weiter zurückreicht, die alterthümlichsten Denkmäler. Die höchste Strenge und Grossartigkeit des Styles zeichnet diese Werke aus. Doch wird die Strenge, besonders in den ceremoniösen Darstellungen des Cultus oder der Hofetikette, noch häufig zur Steifheit, während andererseits die bewegteren Scenen, Jagden, Kampfbilder u. s. w. an Ueberladung und Planlosigkeit der Composition leiden. Einer zweiten Periode, welche von der Mitte des achten bis in's siebente Jahrhundert v. Chr. herabreicht, gehören die Bildwerke von Khoršabad an. Hier tritt zu dem strengen Stylgefühl ein regerer Sinn für die Beobachtung der Natur. Die Reliefs werden mit Hintergründen ausgestattet, in denen besonders das vegetabilische Element mit auffällender Treue nachgebildet ist. Die Compositionen im Ganzen, wie die Zeichnung und Ausführung der Einzelheiten, zeugen von mehr Geschmack und Sorgfalt, und in einigen dieser Werke, besonders thierischen Gestalten, verbindet sich mit der derben, musculösen Vortragsweise eine gewisse Lebenswahrheit und Natürlichkeit der Charakteristik. Noch entwickelter ist der Styl der Bildwerke von Kujundschik und vom Südwest-Palaste zu Nimrud, welche die dritte und letzte Periode der assyrischen Plastik, die Zeit um die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. bezeichnen. Hier sehen wir den höchsten Grad von Leben, Mannigfaltigkeit und Feinheit der Behandlung erreicht, zu der die assyrische Kunst überhaupt gelangt ist. Namentlich die Bildwerke aus der Regierungszeit des jüngeren Sardanapal erinnern in ihrer merkwürdigen Mischung von alterthümlicher Herbheit und Natürlichkeit, bisweilen auch in der gedrängten und doch übersichtlichen Fülle ihrer Compositionsweise an die Werke der Entwicklungszeit hellenischer Kunst. Hier ist nicht selten an Stelle des weichen Alabasters oder Gypses, der bei den früheren Werken vorherrscht, ein härterer Kalkstein angewendet, und auf die technische Ausführung demgemäss die höchste Sorgfalt verwendet. Und mit der

¹⁾ Chesney, The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris. I. 114 ff.

geschmackvollen, oft zarten Vortragsweise geht der grösste Umfang des Inhalts Hand in Hand. „Der wortkarge, etwas stereotype Chronist von Nimrud wird in Kujundschik zum orientalisches redseligen Erzähler von Jagd- und Kriegsgeschichten, der in seine Berichte Alles aufnimmt, was eine vielseitige, scharfe Beobachtung des Lebens ihm an genrehaften Details geliefert hat“¹⁾. In provinzieller Abschwächung finden wir den Reliefstyl dieser Epoche wieder in den kolossalen Felsensculpturen beim Dorfe Bavian an der Hügelkette Dschebel Maklub, nordöstlich von Ninive. Nach den beigefügten Inschriften stammen sie ebenfalls aus der Zeit des Königs Sanherib, welcher die Denkmäler zur Erinnerung an seine Siege über Babylonien und an einen von ihm ausgeführten grossen Kanalbau hatte meisseln lassen²⁾. Es waren verschiedene grössere und kleinere Tafeln mit Darstellungen, wie es scheint, religiöser Ceremonien, von denen jedoch die Mehrzahl durch Wind und Wetter arg zerstört worden sind. Eine grosse, flachbogig eingerahmte Scene lässt sich noch gut erkennen: zwei priesterlich gekleidete Männer stehen in der Mitte, gegen einander gekehrt, auf den Rücken von Thieren, dahinter am Boden zwei andere ähnliche, alle mit scepterartigen Symbolen in den erhobenen Händen; oben auf dem Rahmen bemerkt man die Tatzen von zwei liegenden Thierfiguren und in ihrer Mitte einen länglichen Block, auf dem die Statue des Königs gestanden haben soll. Auch die Felsbildwerke beim Dorfe Malthajah an derselben Hügelkette tragen den Charakter der jüngeren assyrischen Kunst. Götterbilder, je sieben in einer Reihe, stehen auf Thieren oder werden auf Thronen sitzend von solchen getragen; rechts und links davon die gewöhnliche priesterlich gekleidete Männergestalt in anbetender Haltung. Im Ganzen finden sich vier solche Tafeln zu je neun Figuren. Hier, wie zu Bavian, sind mitten durch die Reliefs Oeffnungen in den Fels hineingehauen, um das Innere zu Grabgemächern einzurichten³⁾.

Was nun den Styl der assyrischen Bildwerke im Allgemeinen betrifft, so sind die historischen Reliefs an den älteren Bauten gewöhnlich in zwei Reihen übereinander, und mithin in kleinen Dimensionen, an den späteren aber in grösseren Verhältnissen ausgeführt, so dass sie die ganze Tafel füllen. Sie sind meistens sehr flach, jedoch nicht, wie in Aegypten, mit vertieften Umrissen (*en creux*), sondern so, dass die Gestalten sich über den Grund erheben, aber mit geringer Rundung und fast gleich-

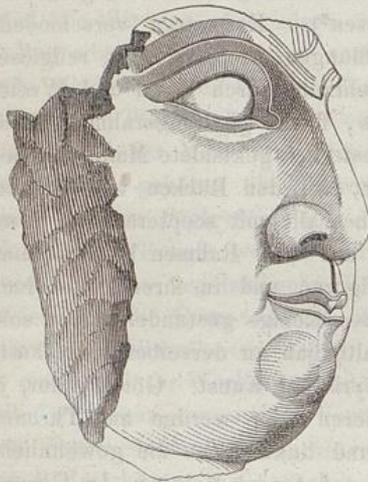
1) Lübke a. a. O. S. 44.

2) Layard, A second series of the monuments of Nineveh. Pl. 51; Ninive u. s. Ueberreste, Deutsch. 1854. S. 263 ff.

3) Layard, Niniveh u. s. Ueberr. Deutsch. 1854. S. 124.

bleibender Fläche, wobei dann einzelne Theile, z. B. Mund und Auge, in dicken Umrisslinien hervortreten. Nur die erwähnten mythischen oder allegorischen Gestalten machen hievon eine Ausnahme, indem sie, bei ihrer kolossalen Grösse, bis zu 20 Fuss, in sehr starkem Relief ausgeführt werden mussten. Die Darstellung einer Figur in der Vorderansicht findet sich in den Reliefs nur ausnahmsweise und vornehmlich bei späteren Bildwerken; als Regel herrscht die Profilstellung vor. In typischer Beziehung sind die Figuren von untersetzter Statur und voller Bildung, die Gesichter (Fig. 33) fleischig und von sinnlicher

Fig. 33.



Fragment eines Kolossalkopfes von Kujundschik.

Fülle, mit stark gebogener Nase, üppigen Lippen und vollem Kinn, die Muskeln des Körpers, besonders der Beine, übertrieben stark. Die Zeichnung ist keineswegs richtig, sondern hat die der Frühzeit der Kunst eigenthümlichen Mängel; das Auge ist bei den Profilköpfen in der Vorderansicht, der Fuss dagegen auch bei anderer Stellung der Körper stets im Profil gezeigt. Den Faltenwurf der Gewänder scheinen die assyrischen Bildner noch nicht bemerkt zu haben; die Gewandstücke sind überall glatt anliegend gedacht. Richtige Perspective oder Einheit des Standpunktes darf man nicht erwarten; die angreifenden und selbst die vertheidigenden Krieger sind oft grösser als die Thürme der Festungen; entfernte Gestalten, etwa die im Hintergrunde erschlagen liegenden oder die als herabfallend in der Luft schwebenden, sind ebenso gross wie die im Vordergrund stehenden. Aber im Uebrigen zeigt die ganze Darstellung das nicht völlig misslungene Bestreben, die Hergänge möglichst anschaulich zu machen. Berge werden durch Umrisslinien, Wälder durch einzelne Bäume bezeichnet; in den Flüssen sieht man schwimmende Fische und gekräuselte Wellen; an den Gebäuden sind Details und selbst Zufälligkeiten, z. B. die Bäume auf der Terrasse ausgeführt. Alle Geräthe, Waffen, Kleidungsstücke, der Haarputz und selbst die Muskeln des Körpers sind mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit wiedergegeben. Und bei dieser Genauigkeit sind die Darstellungen doch höchst lebendig, die Bewegungen der Menschen charakteristisch, verständlich, bald kriegerisch rasch, bald würdig, die schlanken Rosse in ihrer Eile, die Stiere

in ihrer natürlichen Ruhe nicht ohne Wahrheit, die wilden Thiere, besonders die Löwen, in ihrer mächtigen Erscheinung grandios dargestellt. Selbst an den phantastischen Gestalten, an der Art, wie das Menschenhaupt auf dem Löwenkörper, der Adlerkopf auf dem menschlichen Leibe sitzt, zeigt sich ein Gefühl für stylvolle Körperbildung. Manche Verstösse gegen die natürliche Richtigkeit ergeben sich als wohlberechnete Freiheiten. Wenn bei den Kampf- und Jagdscenen, wo der König den Bogen spannt, der obere Theil der angezogenen Sehne nicht, wie der untere, vor dem Körper, sondern hinter dem Kopfe hinweggeführt ist, oder wenn bei vornehmen Herren in der Hoftracht der prachttolle Saum des Kleides sich über die Schwertscheide hinzieht, so geschah dies gewiss nicht aus Unwissenheit, sondern absichtlich, um das Antlitz des Herrschers oder den kostbaren Schmuck nicht zu verbergen oder zu durchschneiden. Noch eigenthümlicher ist, dass jene Thorwächter mit dem Löwenkörper und dem priesterlichen Haupte (vgl. Fig. 20) immer fünf Beine haben; in der Vorderansicht sieht man nämlich Brust und Haupt ziemlich frei heraustreten mit den beiden gleichgestellten Vorderbeinen, während in der Seitenansicht, wo der zweite derselben von dem auf der Ecke stehenden verdeckt wird, sich das Thier im Relief schreitend darstellt, ausser jenem einen vorderen mit noch drei auf einander folgenden Beinen. Es war dies eine sehr wohl berechnete Anordnung, welche dahin zielte, dass man in jeder Ansicht etwas Vollständiges sehe. Alle diese Abweichungen von der Natur beruhen also auf einer Rücksicht gegen den Beschauer, nicht auf dem Bestreben idealer Auffassung. Von einer solchen ist überhaupt keine Spur zu entdecken; die Kunst will nur die Wirklichkeit in einer Bilderschrift vortragen, verständlich erzählen. Die Schönheit steht überall diesem Zwecke nach, was sich schon darin äussert, dass die Inschriften stets rücksichtslos über die Gestalten fortgeführt sind.

Alles dies schliesst indessen eine gewisse decorative Wirkung der Darstellungen keineswegs aus, und um uns von dieser einen vollständigen Begriff zu machen, darf nicht vergessen werden, dass mit dem Relief ohne Zweifel eine ziemlich ausgedehnte Bemalung Hand in Hand ging. Allerdings hat man sich von dieser häufig übertriebene Vorstellungen gemacht. Die farbigen Reste auf den Denkmälern beschränken sich auf einzelne Theile des Kostüms und des Schmuckes, auf das Haar von Menschen und Pferden, auf gewisse Gegenstände oder Erscheinungen in der Natur, wie z. B. Fackeln, sonstige Flammen, Vögel, Blumen u. dgl., und zwar kommen besonders Roth, Blau, Weiss und Schwarz häufig vor. Dagegen scheinen die eigentlichen Hauptformen sowie die Hintergründe der Darstellungen ungefärbt gewesen zu sein, so dass

wir uns den Gesamteindruck als einen heiteren, sanft harmonischen und keineswegs überladenen bunten vorzustellen haben. Hiemit stimmen auch die Reste farbiger Darstellung auf den glasierten Ziegeln überein, welche sich oben an den Wänden der Paläste hinzogen. Nur dass hier die blassen und stumpfen Töne, Hellgelb, Olivengrün und Braun vorwiegen, und nur bisweilen von Roth, Orange und Lila unterbrochen werden. In diesen Ziegelstreifen kommen übrigens auch figurliche Bilder vor, kleine Gestalten von 1—3 Fuss Höhe, im Styl den Reliefs verwandt, nur weniger musculös, einfach colorirte Zeichnungen mit scharf bestimmten, meistens durch schmale gelbe oder braune Streifen markirten Umrissen. Diese glasierten Ziegel bieten uns bis jetzt die

Fig. 34.



Statue Sardanapal's I. aus Nimrud.

einzigsten Anschauungen von der assyrischen Malerei, da die auf Stuck ausgeführten Wandgemälde, welche in einigen Zimmern des Nordwest-Palastes von Nimrud bemerkt wurden, gleich nach ihrer Ausgrabung fast völlig wieder verschwunden sind.

Gegenüber dieser verschwenderischen Verwendung des Reliefs ist es höchst bezeichnend, dass von freistehenden runden Statuen in den Ruinen sich nur wenige unbedeutende Ueberreste gefunden haben, u. A. eine sehr verstümmelte sitzende Figur in Lebensgrösse aus schwarzem Basalt, welche zu Kileh Schergat gefunden ist¹⁾, und die nebenstehende, etwas über drei Fuss hohe, in gelblichem Stein ausgeführte Statue des älteren Sardanapal aus Nimrud (Fig. 34), beide gegenwärtig im britischen Museum. Das erstgenannte Werk nähert sich in der unbestimmten Weichheit seiner Formbildung dem Charakter gewisser Denkmäler alt-ionischer Kunst; an der Statue Sardanapal's ist besonders die plattgedrückte Form des Körpers bemerkenswerth, woraus man folgern möchte, das Werk sei, gleichsam als ein potenziertes Hochrelief, nur für die Vorderansicht berechnet gewesen. Die Arbeit ist im Ganzen sehr steif und

¹⁾ Layard, a. a. O. S. 218. Fig. 17; G. Rawlinson, a. a. O. I. 423.

gewöhnlich, doch an dem üppigen Haupt- und Barthaar, dem Franzenbesatz des langen Gewandes und den beiden Attributen der Herrscherwürde, die der König in den Händen trägt, von sorgsamer technischer Ausführung. Einen ähnlichen Charakter, nur in viel roherer Behandlung, zeigen die kleinen Statuetten in gebranntem Thon, welche sich bisweilen in den Ruinen finden. Es sind meistens bärtige Figuren von steifer Haltung, mit gekreuzten Armen, thierköpfig oder mit jenem Fischhaut-Ueberwurf, den wir auf den Reliefs gefunden haben. Auch kleine Thierfiguren kommen in derselben Technik vor. An allen diesen Werken bemerkt man ebenfalls Reste von Farben, welche auf einen weissen Grund aufgetragen waren.

Hieran schliessen sich endlich die verschiedensten Erzeugnisse der plastischen Kleinkunst und des Kunstgewerbes, liegende bronzene Löwen, massiv gegossen, mit ringförmiger Handhabe am Rücken, bis zu 1 Fuss Länge, welche als Gewichte gedient zu haben scheinen, allerhand Verzierungen in geschlagenem oder auch in gegossenem Metall, für Thronessel, Schwertgriffe u. dgl., darunter einige Werke aus Bronze, welche merkwürdiger Weise um einen eisernen Kern herumgegossen sind¹⁾, ferner bronzene Schalen, welche theils in eingravirter, theils in herausgeschlagener Arbeit mit concentrischen Streifen zierlicher Ornamente, phantastischer Thierfiguren und Jagdscenen, ganz ähnlich wie die ältesten bemalten Vasen der Griechen, ausgestattet sind. Auch Eisen, Gold und Silber, Elfenbein und Edelsteine wurden von den Assyriern zu Geräthen und Schmucksachen mit Geschmack verarbeitet, und nicht minder die alt-orientalische Kunst des Emaillirens mit besonderer Virtuosität gehandhabt. Der Styl dieser technischen Zweige folgt naturgemäss den Bahnen der grossen Kunst; doch mischen sich hier, besonders in den Elfenbein- und Bronze-Sachen, zuweilen auch fremde, namentlich ägyptische Formen ein, was bei dem regen Verkehr der Nationen in diesen Gebieten der beweglichen Kleinkünste nicht zu verwundern ist und für das Grosse und Ganze des assyrischen Styles ohne weitere Folgen blieb²⁾.

Im Vergleiche mit der unabgeklärten Formenmischung der Inder ist ein Fortschritt nicht zu verkennen; wir befinden uns hier in reinerer Luft, wo die Umrissse sich scharf und präcis ablösen. Aber im Wesentlichen stehen beide Völker noch auf demselben Standpunkte; sie haften noch an der Aeusserlichkeit der Erscheinung; auch die Ordnung, in welcher die assyrische Kunst die Welt betrachtet, ist nur die äusserliche

¹⁾ Semper, Der Stil. I. 235, mit Abbildung.

²⁾ G. Rawlinson, a. a. O. I. 458; Semper, a. a. O. I. 373 ff.

bürgerlicher Nothwendigkeit, nicht die innerliche, aus der Natur der Dinge hervorgehende. Beide stehen in gleichem Gegensatze gegen die Aegypter, deren schon viel ältere Kunst, freilich mit Hülfe der hier vernachlässigten Architektur, so entschieden eine ideale Richtung annahm.

Die der Assyrier ist dagegen eine realistische, aber auch dies nur in einem sehr beschränkten Sinne. Alle Gestalten gleichen sich, von individueller Verschiedenheit ist noch keine Ahnung, selbst der einfachste aller Gegensätze, der des männlichen und weiblichen Charakters, findet noch keinen Ausdruck. Ungeachtet des reichen culturhistorischen Stoffes ist die geistige Monotonie in diesen Bildwerken ermüdend. Der künstlerische Werth derselben ist daher auch ein sehr bedingter; wohl aber würde es von grossem Interesse sein, die Ursachen dieses vorzeitlichen Realismus in der inneren Geschichte des assyrischen Volkes, in seiner Abstammung und Religion aufzusuchen. Leider liegt dies alles aber, trotz mannigfacher Anstrengungen der neueren Wissenschaft, noch vielfach in tiefem Dunkel. Einstweilen dient uns der Umstand als willkommener Leitstern, dass die assyrischen Denkmäler die entschiedenste Verwandtschaft mit einem uns näher bekannten Volke, dem der Perser verrathen, zu dessen Betrachtung wir uns daher jetzt wenden.

Zweites Kapitel.

D i e P e r s e r .

Die Sage von der Sprachverwirrung beim Bau des babylonischen Thurmes mag damit zusammenhängen, dass in der Gegend von Babylon sich zwei Völker höchst verschiedenen Ursprungs berührten. Es gehören nämlich die Nationen des westlichen Asiens, so vielfältig sie sich sonst in kleinere Abzweigungen theilen, nur zwei verschiedenen Völkerstämmen an, die sich als solche durch ihre Sprache zu erkennen geben.

Oestlich vom Tigris bis zum Indus und in den nördlich gelegenen Gebirgen sind die Völker einheimisch, welche man wohl unter dem Namen des Zendvolkes zusammenfasst, und die auch ursprünglich vielleicht nur ein Volk, die Arier, bildeten, die Meder, Baktrer und Perser. Westlich vom Euphrat breitet sich dagegen der semitische Sprachstamm aus, zu welchem ausser den Hebräern die Syrer, Phönicier, Araber und selbst noch die afrikanischen Aethiopen (Geez) gehören. Auch die Ba-

bylonier und Assyrier scheinen zu den Semiten gezählt zu haben, wenn auch aus einzelnen Zügen ihrer Tradition und Sprache vielleicht auf eine theilweise Vermischung mit anderen Stämmen geschlossen werden darf¹⁾. Jedenfalls erlangten diese Völker später die Herrschaft im westlichen Asien. Von der assyrischen Herrschaft riss sich das östliche Medien los, und bildete ein abgesondertes Reich, das aber nach etwa anderthalbhundertjähriger Dauer c. 550 v. Chr. durch die bisher beherrschten Perser gestürzt wurde. Der Sieger, der gewaltige Kyros, trug seine Waffen bis an die Küsten des Mittelmeeres, unterwarf sich auch Babylon und stiftete das 'grosse persische Reich, das durch seine Kämpfe und Beziehungen zu den Griechen zuerst diese Völker in unsere Geschichte einführt.

Sehr viel älter als die Gründung des persischen Reiches ist aber die allen diesen Völkern, den Assyriern, Medern, Persern gemeinsame Religion. Zoroaster (Zarathustra), der vermeintliche Urheber ihrer heiligen Schriften, des Zend-Avesta, lebte der Tradition zufolge zwar erst nach der Zerstörung des alt-babylonischen, wenn auch lange vor der Gründung des persischen Reiches. Aber er war nicht der Stifter, sondern nur der Wiederhersteller des vielleicht um ein Jahrtausend älteren, höchst merkwürdigen Religionssystemes²⁾. Ganz eigenthümlich ist es dieser Lehre, dass sie weder einen polytheistischen Olymp noch die Einheit Gottes anerkennt, sondern dem Schöpfer des Guten, dem Gotte des Lichtes, Ormuzd (Ahuro-Mazdao), einen Verderber, den Gott der Finsterniss, Ahriman (Angro-Mainyus) gegenüberstellt. Es giebt ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finsterniss. Ormuzd mit seinen Dienern und Genien, die in manchen Abstufungen geordnet sind, befördert das Reine und Nützliche. Ahriman, an der Spitze eines ganz gleich geordneten Heeres böser Genien, mischt überall das Böse und Schädliche hinein. In der Welt bekämpfen sie sich; Alles, was existirt, gehört entweder zu dem Reiche Ormuzd's oder Ahriman's, das Leblose ebenso wie das Lebendige. Alle Menschen, welche gegen Zoroaster's Gesetze sündigen, alle giftigen und schädlichen Pflanzen, alles Unreine dient dem Ahriman. Im Leuchtenden und Reinen herrscht Ormuzd, die Sonne; das Feuer ist seine Substanz im physischen, sein Symbol im moralischen Sinn, da sein Reich sich ebenso sehr auf die äussere wie auf die innere Welt erstreckt. Einst soll aber Ahriman dem Ormuzd unterliegen, das Reich

1) Vgl. E. Renan, *Histoire générale et système comparé des langues sémitiques*. 2. ed. Paris 1858. I. 56 ff.; Fr. Spiegel, *Eran*. Berlin 1863. 8.

2) Die neueste zusammenfassende Darstellung desselben bietet C. P. Tiele, *De godsdienst van Zarathustra*. Haarlem 1865. 8.

des Lichtes unbeschränkt und unverkümmert sein. Zu diesem Ziele ist es die Pflicht des Ormuzdverehrerers, alles Böse und Unreine auszurotten, für Ordnung und Reinheit zu sorgen. Daher werden denn Arbeitsamkeit, besonders die nützlichen Beschäftigungen des Ackerbaues, der Viehzucht und Gärtnerei, ferner Reinlichkeit, verbunden mit manchen ceremoniellen Vorschriften, endlich Ordnung und alle häuslichen Tugenden, besonders aber auch Gehorsam gegen den Hausvater und König in den heiligen Büchern nachdrücklichst empfohlen. Manches Gute musste die Folge dieser Lehre sein, und noch heute zeichnen sich die Parsen oder Feueranbeter, wo sie sich erhalten haben, durch stille Thätigkeit und Rechtlichkeit aus. Allein dennoch könnte auf der Grundlage eines so scharfen Gegensatzes, der wie alle Verstandesbegriffe nur eine relative Wahrheit hat, keine haltbare sittliche Gestalt des Lebens entstehen. Das Zend-Avesta setzt drei Kasten, Priester, Krieger und Ackerbauer, ähnlich begränzt wie die indischen, voraus; allein wenn sie überhaupt jemals die schroffe Absonderung, wie in Indien, gehabt haben sollten, so war diese nicht von Dauer gewesen und hatte in der Zeit, in welcher wir Meder und Perser kennen lernen, keinen grossen Einfluss auf die Verfassung. Selbst die Priesterkaste hatte keine festbegründete Macht¹⁾. Als Kambyses seine Schwester heirathen wollte, und die Magier befragte, ob es erlaubt sei, erwiederten sie, dass sie ein solches Gesetz nicht fänden, dass aber Gesetz sei, der König könne thun, was ihm beliebe. Es scheint auf den ersten Blick auffallend, dass mit dem Dualismus dieser Lehre sich die unbeschränkste Despotie verband, dass, während Ormuzd selbst seinen Gegner neben sich duldet, der Monarch ohne Widerspruch bleibt. Allein es folgte vielmehr aus der Strenge und Reinheit dieser Doctrin, und aus der dadurch herbeigeführten Vermischung des Moralischen und Rechtlichen, dass hier keine andere Verfassung stattfinden konnte. Der Ormuzdverehrer hat beständig zu kämpfen, für das Gute und gegen das Böse, er ist im Feldlager und dieses bedurfte unbedingten militärischen Gehorsams. Auch konnte die letzte Entscheidung, was gut oder böse, bei so schroff gestalteten Gegensätzen nur durch den unbedingten Willen des Monarchen gegeben werden. Auser der Despotie stand einer besseren sittlichen Entwicklung die Polygamie entgegen, deren Zusammenhang mit der religiösen Ansicht nicht ganz so einleuchtend ist. Man sollte denken, dass bei der Sorge für Ordnung und Sittenreinheit die Gleich-

¹⁾ Noch unter den Sasaniden bestanden erbliche Aemter im Heere und im Staat, Richter, Steuereinnahmer, Besorger der königlichen Pferde und Kriegskleider; ausserdem war die Priesterschaft erblich; vielleicht sind dies Ueberreste der alten Kasteneintheilung.

heit beider Geschlechter mit allen naturgemässen Folgen der monogamischen Ehe sich empfehlen musste. Indessen mochte das aus dem Dualismus hervorgehende Bedürfniss einer entschiedenen Oberherrschaft auch für die Familie die Zweiheit gefährlich und einen Zustand der Dinge, in welchem die Frauen durch ihre Mehrheit in die Reihe der übrigen Hausgenossen treten, natürlich erscheinen lassen. Wie dem auch sein mag, so genügte diese Verfassung des Staates und der Familie, um eine selbstständige und edle moralische Haltung unmöglich zu machen, und auch das persische Reich, wie alle übrigen asiatischen, durch Willkür und weichliche Ueppigkeit zu entnerven.

In diesem Zustande späterer Entartung lernten die Griechen Persien kennen, dennoch aber ergeben auch ihre Berichte noch viel Lobenswerthes, Wahrheitsliebe, unerschütterliche Treue, Milde des Urtheils, häusliche Einigkeit. Wir erkennen noch in dieser späten Zeit die Züge der sittlichen Gestalt, welche in dem Buche Zoroasters gezeichnet ist. Die Zendvölker stehen den Hindus in geographischer und sprachlicher Beziehung näher als die Babylonier und Assyrier; vergleichen wir sie aber, wie wir es bei diesen thaten, mit ihnen, so zeigt sich ein noch grösserer Abstand, noch entschiedener ausgesprochen; gegen das wildphantastische, naturtrunkene Wesen der Inder, erscheint die Weltansicht der Perser als eine höchst verständige, bürgerlich nüchterne. Dort ist uns alles fremd und wunderbar, hier fühlen wir uns fast heimisch. Die Sprachforschung findet unter allen älteren Sprachen das Persische dem Deutschen am nächsten verwandt, und ebenso lässt sich in Sitten und Ansichten, in Tugenden wie in Fehlern eine gewisse Verwandtschaft beider Völker nicht verkennen. Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit, Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen den Fürsten, selbst bis zur Entwürdigung gegen den Despoten; dabei eine vorherrschende Richtung auf verständige Abstraction und doch die Neigung zu derbem sinnlichen Genusse, Trunkenheit werfen die Griechen schon den Persern vor, und Herodot (I. 135) bemerkt, dass sie die Sitten anderer Völker anzunehmen besonders geneigt seien. Wir können hinzusetzen, dass die Perser, wie die Deutschen, dessenungeachtet ihre Eigenthümlichkeit bewahrten.

Den bildenden Künsten war die religiöse und moralische Ansicht der Perser nicht günstig. Sie haben keine Götterbilder, weil sie, sagt Herodot (I. 131), den Göttern nicht, wie die Griechen, menschliche Natur und Gestalt beilegen. Sie bedurften sogar keiner Tempel, weil die Opfer auf den Bergen oder sonst im Freien gebracht wurden. Es fehlten ihnen daher schon die äusseren Veranlassungen für die Entstehung dieser Künste. Auch der Geist ihrer Religion begünstigte die Erweckung des Formensinnes nicht; er hat etwas Abstractes, Unpoetisches.

Die Kunst kann sich nicht auf den schroffen Gegensatz von Gut und Böse anweisen lassen; sie braucht, wie die Natur, die heitere Mischung von Licht und Dunkel, aus der die bunten Farben, die lebendigen Formen hervorgehen. Eine solche Geistesrichtung ist wenig geeignet, den Sinn für die Schönheit auszubilden. Auch liegt dem Begriffe des Guten und Bösen der des Nützlichen und Schädlichen zu Grunde, eine Beziehung, welche der Kunst bekanntlich widerspricht. Daher ist es denn mehr als wahrscheinlich, dass die älteren Perser keine bedeutende eigene Kunst gehabt haben. In der Architektur schlossen sie sich vermuthlich anfangs den mesopotamischen Völkern an, deren Bauweise namentlich für die medische Königsburg von Ekbatana, wie Herodot (I. 98) sie beschreibt, maassgebend gewesen zu sein scheint¹⁾. Späterhin jedoch, nachdem Aegypten und die kunstreichen griechischen Colonien in Kleinasien dem Scepter des grossen Königs unterworfen waren, durften auch die Künste des Bildes an seinem Hofe nicht fehlen. Wenn der Glaube keiner Bilder bedurfte, so untersagte er sie doch auch nicht, und Glanz und Pracht waren nicht nur gestattet, sondern besaßen bei diesen Verehrern des Lichtes sogar eine religiöse Weihe. Wir finden daher Nachrichten, dass die persischen Könige sich ägyptischer und griechischer Künstler bedient haben²⁾.

Glücklicher Weise sind wir aber nicht auf diese Nachrichten beschränkt; die erhaltenen Monumente³⁾ beweisen die Existenz der bildenden Künste in Persien überhaupt, und lehren zugleich, dass sie nicht bloss in Nachahmungen fremden Geschmackes bestanden, sondern einen eigenthümlichen Charakter haben. Nicht alle Monumente, Mauertrümmer und Felsreliefs, die wir in Persien finden, stammen aus der älteren Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen. Die berühmten Bildwerke von Kermanschah, die der Orientale dem unglücklichen Geliebten der Schirin, Ferhad, zuschreibt, die ritterlichen Gestalten in den Bergen von Murghab und andere gehören der Zeit der Sasaniden, dem vierten Jahrhundert n. Chr. an, einer Nachblüthe der altpersischen Herrlichkeit. Aber auch

1) Vgl. F. Kugler, *Gesch. d. Bauk.* I. 91 ff.; Fr. Spiegel, *Eran.* S. 317 ff.

2) Herodot IV. 87; Diodor I. 46; Plinius, *Nat. hist.* XXXIV. 19. 68.

3) Die Kenntniss derselben hat durch die neueren Reisenden bedeutend gewonnen. Vgl. die Nachweisungen bei Ritter, *Erdk.* VIII. 870 ff., und besonders Ch. Texier, *Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie.* Paris 1842 ff. Fol.; Eug. Flandin et Pascal Coste, *Voyage en Perse pendant les années 1840 et 1841.* Paris 1846—1854 4 vols. Fol.; Eug. Flandin, *Relation du voyage etc.* Paris 1849—1851. 8; W. Kennet Loftus, *Travels and researches in Chaldae and Susiana.* London 1857. 8; H. Brugsch, *Reise der k. preussischen Gesandtschaft nach Persien 1860—1861.* Leipzig 1862—1863. 2 Bde. 8.

aus der Zeit der Nachfolger des Kyros sind wichtige Ueberreste erhalten. Die bedeutendsten derselben liegen im eigentlichen Persien, in Farsistan, einer weiten Bergebene, die von dem Bendemir, dem Araxes der Alten, und dem kleineren Flusse Kur oder Kyros bewässert, sich durch Fruchtbarkeit auszeichnet. Hier finden sich Ruinen an mehreren Stellen, in ziemlicher Verbreitung, und wir dürfen nicht zweifeln, dass diese ganze Gegend für die Perser eine grosse religiöse und nationale Bedeutung hatte. Hier war es, wo Kyros die Meder schlug, wo er den Namen des Flusses, den Sonnennamen, annahm und Pasargadä gründete, ein zugleich als Schatzkammer dienendes Heiligthum, in welchem die Könige vor dem Antritt ihrer Regierung ihre Weihe durch die Magier erhielten, wohin sie zum Werke feierlicher Opfer wallfahrteten, wo sie endlich ihre Grabstätten fanden. Die Uebereinstimmung der geographischen Daten der alten Schriftsteller mit der Oertlichkeit und die fortdauernde Tradition beweisen deren Identität. Dass die spätere Dynastie der Partherkönige, die Sasaniden, die sich gern durch die Verwandtschaft mit den Nachfolgern des Kyros adelten, diese Stelle ehrten, zeigen die Denkmäler ihrer Zeit an den Felsen, und die heutige Sage knüpft daran die Erinnerung der Helden, welche durch ältere und neuere Dichter gefeiert, selbst den muhammedanischen Nachkommen theuer geblieben sind. Der Palast Dschemschid's und das Bild Rustem's finden sich hier vereint. In diesem Thale ist denn auch die wichtige Entdeckung der Grabmäler der altpersischen Könige gemacht.

In der Ebene des Dorfes Murghab bemerkt der Reisende weit verbreitete Trümmer, unter denen sich besonders eine aus dem Felsen hervortretende Plateform von sorgsam behauenen weissen Marmorblöcken bemerklich macht, welche das Volk Takht-i-mader-i-Suleiman, Sitz der Mutter des Salomon, nennt. Man erblickt darin den Unterbau eines persischen Feuertempels. — In der Nähe derselben steht das Gebäude, in welchem man das Grab des Kyros erkennt. Auf einem viereckigen Pyramidalbau, von sieben hohen und steilen Stufen, deren unterste 44 Fuss lang und 40 Fuss breit ist, erhebt sich ein kleines Haus oder, wenn man will, ein Sarkophag, 21 Fuss lang und 16 Fuss 5 Zoll breit, mit Steinen in Form eines schrägen Daches überdeckt, und mit einer kleinen Thür, kaum für einen Mann weit genug. Das Ganze ist aus grossen, ehemals mit eisernen Klammern fest verbundenen Marmorblöcken gebaut und einige vierzig Fuss hoch¹⁾. Es heisst jetzt Mesched-i-

¹⁾ Die ungeheuren Blöcke sind zur Erleichterung des Transportes ausgehöhlt. Rich, Narrative of a journey to the site of Babylon. London 1839, der dies bezeugt, bemerkte dasselbe auch in den Ruinen von Persepolis.

mader-i-Suleiman, das Grab der Mutter Salomon's, und gilt als ein Heiligthum, weshalb kein christlicher Fuss es betreten darf. Neueren Reisenden zufolge, welchen es gleichwohl gelang, in das Innere hineinzublicken, ist die rechteckige Kammer völlig schmucklos, leer und von Russ geschwärzt. Durch den mächtigen Steinblock, welcher die Decke des Gemaches bildet, reicht man vermittelst einer gewaltsam eingesprengten Oeffnung in einen oberen Raum hinein, worin der Leichnam des Kyros gelegen haben soll¹⁾. Der goldene Sarg, in welchem derselbe

Fig. 34.



Das Kyrosbild von Pasargadā.

fand man Säulenstämme mit wagerecht cannelirter Basis und sonstige Spuren

beigesetzt war, der Sessel von goldgetriebener Arbeit, die babylonischen Teppiche, die kostbaren Gewänder, Ketten, Säbel und Ohrgehänge mit Edelsteinen fehlen natürlich ebenso, wie der Garten (Paradeisos), welcher nach der Beschreibung eines griechischen Augenzeugen, Aristobul bei Arrian (VI. 29), das Grab des Kyros umgab; aber im Uebrigen stimmt die Gestalt des Baues genau mit dieser Beschreibung überein; auch die Halle von vierundzwanzig Säulen, welche das Ganze rechteckig umsäumte, hat sich in einigen Trümmern glatter Säulenschäfte zum Theil erhalten. Wir können daher glauben, hier wirklich das Denkmal des grossen Eroberers zu besitzen. — In einiger Entfernung von diesem Baue

¹⁾ H. Brugsch a. a. O. II. 207, mit Abbildung, wonach von dem Giebeldache nur wenige Blöcke noch erhalten sind.

eines grossen Gebäudes, und an einem der aufrecht gebliebenen Pfeiler das nebenstehende Reliefbild des Königs (Fig. 34), sieben Fuss hoch, in langem, nach assyrischer Weise eng anschliessendem Kleide, mit einem höchst wunderlichen, an ägyptische Tracht erinnernden Kopfputz und mit vier mächtigen Flügeln, die aber dem Körper gar nicht eigentlich angebildet sind, sondern ihn nur strahlenförmig umgeben. Die darüber befindliche Keilinschrift sagt: „Ich bin Kyros, der König, der Achämenide,“ und die Darstellung, in welcher er ganz im Profil, mit aufgehobenen Händen fortschreitend erscheint, hat wohl die Bedeutung, ihn in einem Zustande betender Verklärung zu zeigen¹⁾.

Sehr viel bedeutender als diese Ruinen in der Nähe von Murghab sind die noch in derselben Thalebene, aber etwa 11 geographische Meilen davon entfernt gelegenen in der Gegend von Merdascht. Hier stand die Königsburg der Perser, welche die Griechen Persepolis nennen und die Alexander im trunkenen Uebermuth in Flammen setzte; hier sind auch die Grabmäler der späteren Perserkönige erhalten, vollkommen übereinstimmend mit den Beschreibungen der alten Schriftsteller. „An der Ostseite der Burg von Persepolis“, erzählt Diodor (XVII. 71), „ist ein Berg, den man den Königsberg nennt, in welchem die Gräber der Könige sind. Der Fels ist dort ausgehauen, und enthält mehrere Kammern. Es giebt aber zu ihnen gar keinen durch die Kunst bereiteten Eingang, sondern die Särge werden durch Maschinen in die Höhe gewunden und hinein gebracht.“ Ein anderer Grieche²⁾ berichtet von dem Grabmal des Darius Hystaspis, das derselbe sich bei seinem Leben gründete: „Seine Anverwandten wollten es sehen, aber die Priester, welche sie hinauf zogen, wurden von einem Schrecken ergriffen und liessen die Stricke los, so dass jene herunterstürzten und starben. Darüber war Darius sehr betrübt und liess den Priestern, es waren ihrer vierzig, die Köpfe abhauen.“ Dieser Königsberg und die Grabmäler der persischen Herrscher haben sich hier gefunden. Sie liegen nicht dicht beisammen; zwei derselben sind in dem Marmorberge Rahmed, nahe bei den bedeutenden Ruinen von Tschehil-minar, von denen unten ausführlicher zu sprechen ist, vier andere aber etwa anderthalb Meilen davon entfernt, an einer Stelle, wo auch grosse Denkmäler der Sasanidenfürsten in den Fels gehauen sind, und die nach diesen, mit Beziehung auf den ritterlichen Nationalhelden Rustem, Naksch-i-Rustem

1) Ritter, a. a. O. VIII. 946 ff. Lassen, Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenlandes, VI. 157 will die Richtigkeit der Identificirung von Murghab und Pasargadä bestreiten und das Grabmal nebst der Flügelgestalt dem jüngeren Kyros beilegen, welcher 401 bei Kunaxa fiel. Vgl. Fr. Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften. Leipzig 1862. 8. S. 72.

2) Ktesias bei Photius, Biblioth. Cap 15.

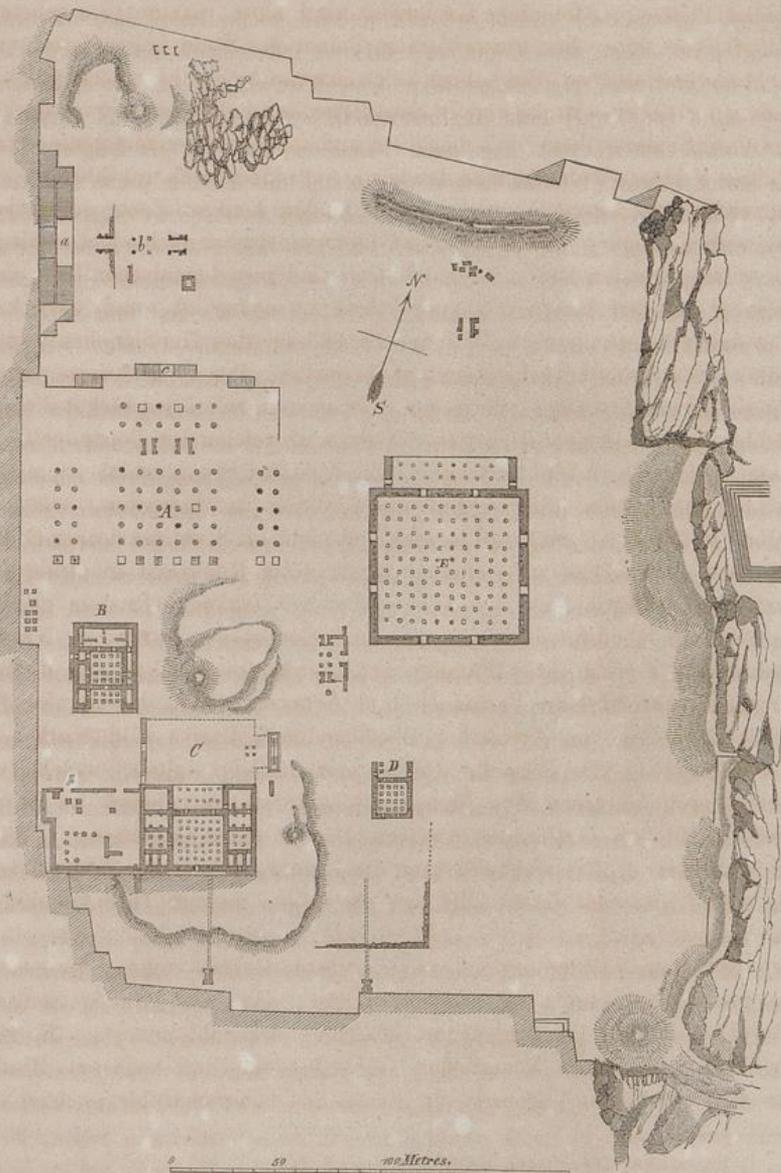
genannt wird. Ein unvollendetes ähnliches Denkmal liegt zwischen beiden Plätzen. Alle diese Grabmäler sind blosse in den Fels gehauene Reliefs, von unten her unzugänglich, indem der Stein unter ihnen senkrecht abgemeisselt ist. Sie befinden sich innerhalb einer kreuztörmigen Vertiefung von 60 Fuss Breite und 72 Fuss Höhe, und bestehen aus zwei Theilen, aus einer Säulenhalle mit falscher Thür, und darüber aus einem grossen vier-eckigen Felde, in welchem man den König auf einem reich mit Bildwerk verzierten Unterbau stehend vor dem Altar zu dem heiligen Feuer beten sieht. Der wahre Eingang zu den inneren Grabkammern ist noch nicht entdeckt, die untersuchenden Reisenden haben sich am Fusse der falschen Thür einen Zugang brechen lassen. Sie sind also unzugänglich, und es erklärt sich daher, weshalb es nach jener Erzählung des Heraufziehens derer, welche das Grab besuchen wollten, bedurfte. Der Grund dieser Unzugänglichkeit ist schwer anzugeben. Dass kein religiöses Gebot dieselbe nöthig machte, ergibt sich aus der ganz abweichenden Form des Grabmals des Kyros. Die Sicherung der Kostbarkeiten, welche man der Leiche mitzugeben pflegte, auf diese Weise zu bewirken, wie man früher gemeint hat, würde kleinlich und nicht im Style persischer Grösse gewesen sein. Eher mag eine ehrfurchtsvolle Rücksicht in dieser Verborgenheit gelegen haben. — Die Gräber von Naksch-i-Rustem gehören den älteren Gliedern der Dynastie, dem Kambyses, Darius I., Xerxes, Artaxerxes I. und ihrer Familie an; die beiden Gräber am Rahmed hingegen schreibt man Darius II. und Artaxerxes II., das unvollendete schliesslich dem von Alexander überwundenen Darius Kodomannus zu. Mit Bezug auf die doppelte Reihe von Reliefgestalten, welche den thronartigen Unterbau des Feueraltars unterstützen, heisst es in der Keilinschrift am Grabe des zweiten Darius unter Anderem: „Wenn du so denkst: „„wie vielfach waren die Länder, welche der König Darius regierte!““ so sieh dieses Bild an: sie tragen meinen Thron, damit du sie kennst“¹⁾).

In naher Verbindung mit zweien dieser Gräber stehen, wie gesagt, die grandiosen Ruinen von Tschehil-minar, oder die „vierzig Säulen“, wie sie das Volk mit ungenauer Schätzung der Zahl nennt²⁾. Es sind die Ueberreste eines königlichen Gebäudes von der höchsten Pracht, das sich auf einem Vorberge am Fusse des höheren Gebirges über der

1) Fr. Spiegel, Die altpers. Keilinschriften. S. 53.

2) Arabische und persische Inschriften an den Felsen zeigen, dass vom 10. bis zum 15. Jahrh. diese Ruinen noch immer als ein befestigter Platz zum Aufschlagen des Lagers muhammedanischer Fürsten benutzt wurden, die dann ihre Reflexionen über die Hinfälligkeit irdischer Grösse, wie sie der Ort ihnen einflösste, schriftlich zurückliessen. Ritter, a. a. O. VIII. 921.

Fig. 35.



Grundriss von Persepolis.

Ebene terrassenförmig erhebt (Fig. 35). Eine Doppeltreppe von Marmor (a), breit und bequem genug, dass zehn Reiter neben einander hinauf reiten können, führt auf die erste Terrasse, wo Portale und

Säulengänge (b) den Weg bezeichnen, auf welchem man im feierlichen Umzuge zu der zweiten Treppe (c) gelangt, die wiederum in gleich mächtigen Verhältnissen zu einer höheren Terrasse führt. Hier sind die Ueberreste grosser vielsäuliger Hallen (A), die entweder bloss zum Durchzuge oder zum Aufenthalte von Hofleuten, Leibgarden, und den

Ansicht der Palastrinen von Persepolis.

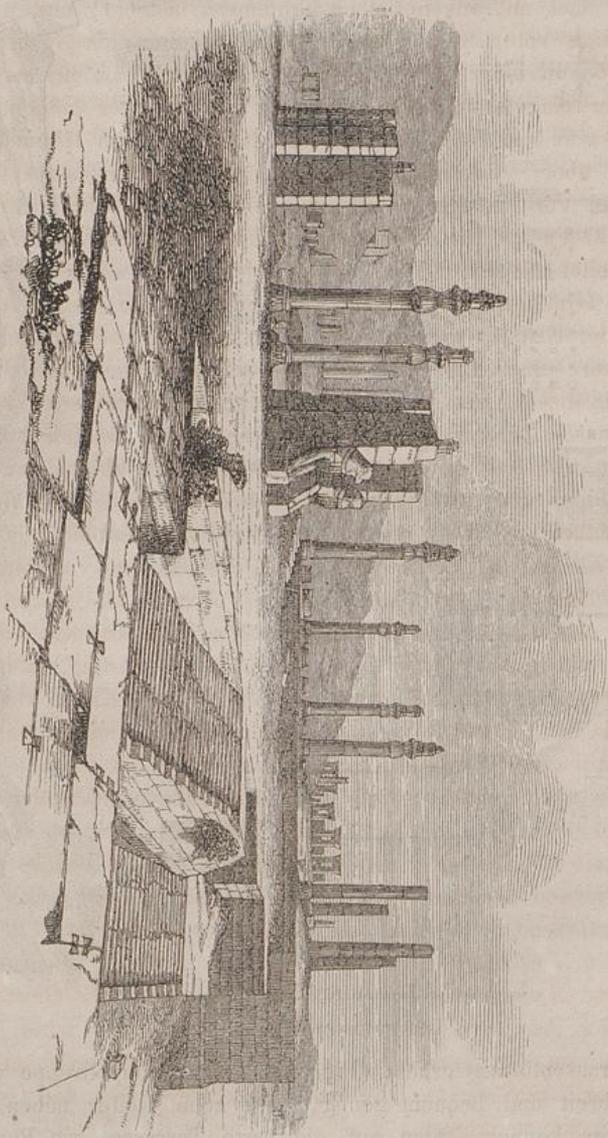


Fig. 36.

Begleitern der Abgesandten bestimmt waren. Theils auf derselben Fläche, theils auf höher gelegenen Stellen sind noch die Ueberreste einzelner bedeutender Gebäude erhalten (B—C), von denen eines nach seiner Lage und zufolge des Inhaltes seiner Bildwerke für feierliche Gesandtschaften, andere, vielsäulige Hallen und kleinere Gemächer enthaltend, als königliche Wohnung gedient haben mögen. Grosse Räume dazwischen sind mit unkenntlichen Trümmern bedeckt, und deuten also auf sonstige völlig verschwundene Baulichkeiten hin (Fig. 36). Das Ganze ist von einer mit starken viereckigen Thürmen ausgestatteten Ringmauer eingefasst, welche sich an die dahinter gelegenen Felsen anschliesst und im Wesentlichen viereckig nach den Himmelsgegenden orientirt, aber, wahrscheinlich der Gestalt des Felsbodens folgend, in mancherlei Vor- und Rücksprüngen gebrochen ist. Ihr Umfang beträgt über 4000 Fuss. Die Bestimmung dieses grossartigen Gebäudes hing ohne Zweifel mit den Königsgräbern zusammen, sei es nun, dass es bloss ein Grabkloster, der Aufenthaltsort für die Magier und Ehrenwachen der Gräber, sei es, dass es ein Reichspalast zur Aufnahme des Königs auf seinen Reisen und zu feierlichen öffentlichen Handlungen war. Für diese Annahme sprechen besonders die merkwürdigen bildlichen Ausschmückungen, die wir unten zu betrachten haben, ohne dass man deshalb anzunehmen braucht, dass es eine bleibende königliche Residenz war, was allerdings nach der Gestalt der Gebäude nicht wahrscheinlich ist. Dies stimmt sehr wohl mit dem überein, was wir von der Königsburg Persepolis wissen. Die Könige von Persien hatten aus dem früheren Nomadenleben ihres Volkes auch in der Zeit ihrer höchsten Macht die Sitte beibehalten, den Wohnsitz nach den Jahreszeiten zu wechseln. In der kälteren Zeit residirten sie in Babylon, im Frühling und Sommer zogen sie das kältere Klima von Susa und Ekbatana vor. Finanzielle und politische Rücksichten mögen dabei mitwirkend gewesen sein. Neben diesen drei Residenzen wird aber Persepolis nicht genannt, und es scheint daher bleibender Aufenthalt des Hofes nicht gewesen zu sein. Dennoch muss es eine officielle Wichtigkeit für das persische Reich gehabt haben, welche der Brandfackel Alexander's eine symbolische Bedeutung gab. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass es ein Reichspalast, die Grabstätte der königlichen Vorfahren, und der Schauplatz gewisser öffentlicher Handlungen des Monarchen, der Opfer und Annahme der Geschenke oder Tribute der Provinzen war, den der Hof jährlich besuchte, aber ohne sich in dieser Grabesnähe länger, als zu den Feierlichkeiten nöthig, aufzuhalten. Für eine solche Bestimmung war aber das Gebäude von Tschehil-minar vollkommen geeignet; mit der Rückwand der Grabfelsen,

mit seinen majestätischen Treppen und Terrassen ein würdiges Theater für das pomphafte Ceremoniell, leicht übersichtlich für den Monarchen auf seiner Höhe, und den Augen des Volkes in der Ebene weithin zugänglich. Wir haben daher allen Grund, hier Persepolis anzunehmen ¹⁾, wo dann der Festsaal, den Alexander zerstörte, — da die Säulen der erhaltenen Theile keine Spur von Feuer zeigen, — auf einer der jetzt leeren, schuttbedeckten Stellen gestanden haben mag ²⁾.

Das Technische des Baues ist bewundernswürdig schön, die Säulen von weissem Marmor, das sonstige Mauerwerk aus dem schwarzen Steine des Berges selbst. Die Quadern sind vortrefflich behauen, von beträchtlicher Grösse und ohne Cement mit kaum sichtbaren Fugen aufeinander gelegt. Alle Wände sind mit Sculpturen und Inscriptionen in den verschiedenen Alphabeten der eigenthümlich persischen Keilschrift bedeckt. Die bisher entzifferten enthalten Formeln frommer Weihe und officielle Titel des Darius und Xerxes, z. B.: „Ich, Darius, der grosse Herrscher, der König der Könige, der König dieser guten Völker, der Sohn des Hystaspes, der Achämenide, edeln Geschlechts, habe dies errichtet“ ³⁾. In der hundertssäuligen Audienzhalle finden sich auch die Namen der Völker, die hier als Tribute bringend dargestellt sind ⁴⁾.

¹⁾ Die Gründe, welche u. A. Hirt, *Gesch. d. Bauk.* I. 168 dagegen angeführt hat, scheinen nicht bedeutend. Diodor's Beschreibung (XVII. 71) der dreifachen Ringmauer würde vollkommen zutreffen, wenn eine dritte Mauer in der Ebene das höher gelegene eigentliche Schloss umgeben haben sollte. Ueberdies ist es mehr ein glücklicher Zufall, wenn die Beschreibungen dieses Autors zutreffen, als auffallend, wenn sie, selten auf Grund eigener Anschauung und meist nachlässig abgefasst, nicht mit anderen übereinstimmen. Die Entfernung der Königsgräber, welche Diodor auf 400 Schritt angiebt, macht noch weniger Schwierigkeit, da er oder der Berichterstatter, den er vor sich hatte, leicht von dem Eingange des Palastes gesprochen haben mag, der allerdings 400 Schritt und selbst mehr von den Gräbern entfernt ist.

²⁾ Ker Porter bei Ritter a. a. O. VIII. 923.

³⁾ Die Widmungsinschrift an den Wänden des Eingangsportales beginnt so: „Ein grosser Gott ist Ormuzd, welcher diese Erde schuf, welcher jenen Himmel schuf, welcher den Menschen schuf, welcher die Annehmlichkeit schuf für den Menschen, welcher den Xerxes zum König machte, den einzigen König Vieler, den einzigen Gebieter Vieler. — Ich bin Xerxes, der Grosskönig, der König der Könige, der König der Länder, die aus vielen Stämmen bestehen, König dieser grossen Erde auch fernerhin, Sohn des Königs Darius, der Achämenide. — Es spricht Xerxes, der Grosskönig: Durch die Gnade Ormuzd's habe ich diesen Thorweg gemacht, der alle Völker zeigt“ u. s. w.

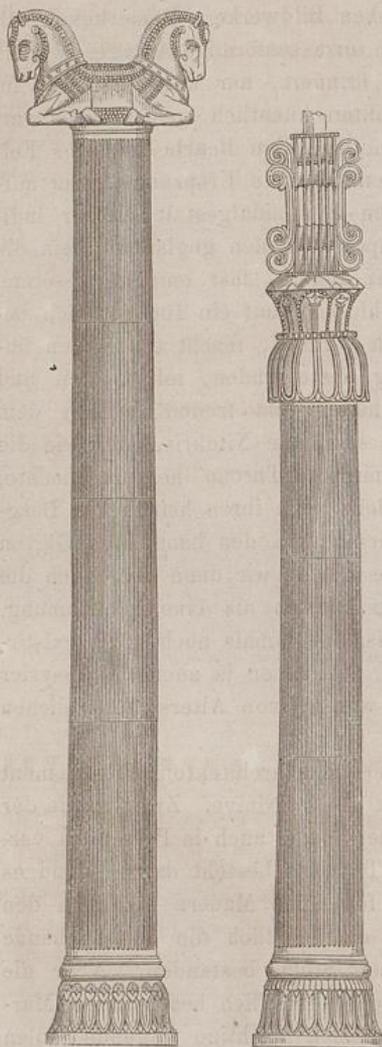
⁴⁾ Es ist dies die Halle, welche auf unserem Gesamtplan (Fig. 35) mit E bezeichnet ist. Die auch an anderen Stellen ähnlich wiederkehrende Inschrift lautet: „Es spricht Darius, der König: Durch die Gnade Ormuzd's sind es diese Länder, die ich regiere mit diesem persischen Heere, welche sich vor mir fürchteten und mir Tribut

Höchst interessant und bedeutend ist sowohl das Architektonische als der Gegenstand und Styl der reichen Bildwerke. Bemerkenswerth ist zunächst in baulicher Beziehung die terrassenförmige Anlage, welche uns sofort an die assyrischen Paläste erinnert, nur dass sie dort im Flachlande des Tigris durch Unterbauten künstlich geschlossen war, hier aber fast von selbst durch die nothwendige Bearbeitung des Felsens entstand. Man hat wohl den gemeinsamen Ursprung dieser aufstrebenden Form in der stufenförmigen Pyramidalgestalt einiger indischen Pagoden und babylonischen Tempel zu finden geglaubt, allein die Bedeutung und Wirkung ist eine ganz andere, fast entgegengesetzte. Diese Pyramidalform, steil und abgeschlossen, auf ein Inneres sich beziehend, welches sie undurchdringlich verhüllt, macht eher einen finsternen Eindruck, während die mässig ansteigenden, mit Gärten und Prachtgebäuden besetzten Terrassen heiter und freundlich sich dem Sonnenlichte darbieten. Daher sehnte sich jene Nitokris, oder wie die persische Prinzessin auf dem babylonischen Throne heissen mochte, unter den Pyramidalbauten ihrer Residenz nach ihren heimischen Berg-Paradiesen, deren Nachahmung ihr Gemahl in den hängenden Gärten zu schaffen suchte. Ebenso wie diese dürfen wir dann aber auch die künstlichen Terrassen der assyrischen Fürsten als eine Nachahmung, freilich nicht der Bauten von Persepolis, die damals noch nicht existirten, wohl aber der in diesen Gebirgen, aus denen ja auch die Assyrier einst in das Flachland herabgestiegen waren, von Alters her üblichen natürlichen Berggärten betrachten.

Im Uebrigen finden wir dann freilich das architektonische Element hier schon bedeutend weiter entwickelt als in Ninive. Zwar wurde der Erdziegel nach altbabylonisch-assyrischer Weise auch in Persepolis verwendet; eine Mauer im Rücken der Terrasse besteht daraus, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die fehlenden Mauern zwischen den jetzt noch aufrechtstehenden Portalen, dass endlich die Wohngebäude der Stadt aus demselben vergänglichem Stoffe bestanden. Aber die edleren Glieder der Architektur sind von vortrefflich bearbeitetem Marmor und feiner Bildung. Namentlich kommen mächtige tragende Säulen (Fig. 37) in grosser Zahl und verschiedenen Formen vor. Das Gemeinsame aller ist ein runder schlanker Stamm, der sich bei Weitem als der Haupttheil der Säule darstellt, und gegen welchen Kapitäl und

brachten: die Bewohner von Susiana, die Meder, die Babylonier, die Araber, die Assyrer, die Aegypter, die Armenier, die Cappadoeier, Qpada, die Griechen des Festlandes und die der Inseln und diese Länder im Osten: die Sagarthier, die Parther, die Zarakas, Aria, Baktrien, Çugda, Chorasmien, die Sattagyden, Arachosien, Indien, Gandära, die Çakas und die Makas.“ Vgl. Fr. Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften. S. 47 ff.

Fig. 37.



Säulen von Persepolis.

Basis als untergeordnet erscheinen ¹⁾. Die Kapitäle bestehen meistens aus zwei halben Pferden oder Stieren, deren Vorderfüsse über den Rand des Säulenstammes herüberra-gen, während sie mit dem Nacken an einander stossen, doch so, dass ein Einschnitt, in welchem ohne Zweifel der Balken gelegt wurde, zwischen ihnen bleibt: eine Form, die freilich noch etwas Rohes und Schwerfälliges hat. Andere Kapitäle sind von sonderbarer Gestalt, sehr zusammengesetzt, indem der Stamm zunächst oben eingezogen und mit herabhängenden Blättern bedeckt ist, aus denen ein mit Perlenschnüren besetzter Kelch aufsteigt; Blätter und Kelch sind wahrscheinlich Nachahmung oder Andeutung der Lotosblume; darüber erhebt sich ein schmaleres und ziemlich hohes Glied, mit Verzierungen, die den Schnecken der ionischen Kapitäle gleichen, doch in umgekehrter Lage, vertical wo jene horizontal sind, und zwar an jeder Ecke doppelt. Wenn nicht etwa dieser oberste Theil schon in das Gebälk eingriff, sondern entweder direkt oder durch Vermittelung jener Thierleiber, wie sie auch über dem Kelch- und Volutenkapitäl zuweilen vorkommen, (vgl. Fig. 40)²⁾, die Decke wirklich trug, so war diese schwächliche, gebrechliche Form höchst unglücklich gewählt. Ebenso

¹⁾ Eine Uebersicht über die verschiedenen Formen und Grössen der Säulen bietet die Parallele bei Flandin et Coste a. a. O. Pl. 168^{bis}.

²⁾ Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese monströse Combination, welche durch die oben zur Vergleichung herbeigezogenen Säulen von Susa neuerdings ausser Zweifel gestellt ist, sogar bei dieser ganzen Säulengattung die gewöhnliche war. Vgl. Kugler, Gesch. der Baukunst I. 108 ff.; W. K. Loftus, Travels and researches. S. 369 ff.

ungewöhnlich ist die Basis, indem sie unter einem runden Wulst einen runden Stylobat, nicht von senkrechter, sondern von geschwungener Linie, ähnlich der Form eines umgestürzten Kelches, hat. Die Säulen selbst und ebenso Kapitäl und Basis sind cannelirt. An den Säulenbasen der Grabfacades fehlt das kelchförmige Glied, was indessen keinen sicheren Schluss auf wirkliche Bauten zulässt. Die Säulen sind sehr schlank; bei einer Höhe von 44 Fuss ¹⁾ haben sie nur eine Stärke von 4 Fuss 2 Zoll, somit eine Höhe von mehr als zehn Durchmessern. Sie gleichen mithin nicht den griechischen oder ägyptischen Säulen, die beide gedrungener waren, sondern erst den spätrömischen. Der Stamm hat eine gelinde Verjüngung ²⁾. Die schlanke Gestalt der Säulen fällt um so mehr in's Auge, weil sie in bedeutenden Intervallen — von 28 Fuss, mithin von sechs bis sieben Durchmessern — stehen. Die durch schmale Stäbe getrennten Cannelirungen sind flach und dünn, bis zu 52 an jeder Säule, und alles kommt daher zusammen, um den Säulen einen Ausdruck von Leichtigkeit und geringer Kraft zu geben.

Vom Gebälk ist in den Gebäuden nichts erhalten, ohne Zweifel war es, wie wir auch in den Beschreibungen der griechischen Schriftsteller von der Burg in Ekbatana (vgl. S. 203) und von dem persepolitischen Schlosse bei dem Brande Alexander's erfahren, von Holz. An den Grabmälern (Fig. 38) erscheint es sehr ausgebildet und in einer

Fig. 38.



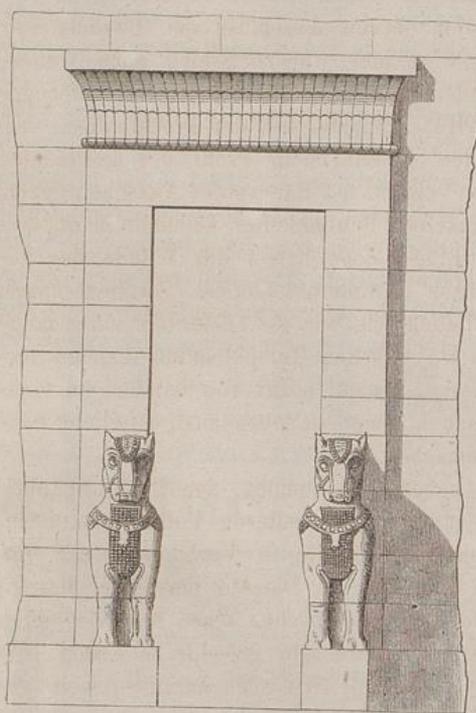
Von den Königsgräbern bei Persepolis.

¹⁾ Ohne Basis und Kapitäl; mit beiden übersteigen sie die Höhe von 60 Fuss. Vgl. Flandin a. a. O. Pl. 168^{bis}.

²⁾ Die eigenthümliche Anschwellung, von der W. Ouseley bei Ritter a. a. O. VIII, 918 spricht, wird durch die neueren Aufnahmen der Monumente nicht bestätigt. Den Grad der Verjüngung veranschaulicht Flandin a. a. O. Pl. 75, 92 u. a.

auffallenden Aehnlichkeit mit dem Gebälk des ionisch-griechischen Styles, Der Hauptbalken ist ganz wie der ionische Architrav in drei überspringende Streifen eingetheilt. Darüber ruht der obere Balken auf kleinen Klötzchen, die den Zahnschnitten des ionischen Styles sehr ähnlich sehen. Ueber diesem endlich ist ein breiter Fries, der zuweilen mit Bildwerk, einer Reihe von Stieren, Löwen oder Hunden verziert ist, und durch sein Verhältniss auch an den griechischen Fries erinnert, wenn er gleich nicht die Stelle desselben einnimmt ¹⁾. Die Thüren

Fig. 39.



Portal in Persepolis.

dagegen (Fig. 39) haben eher eine ägyptische Form, indem über dem völlig senkrechten Thürgerüst ein Gesims in Form einer mit mehreren Reihen von Lotosblättern verzierten und unten mit einem ornamentirten Rundstab eingesäumten Hohlkehle ruht ²⁾.

So weit wir aus den erhaltenen Bruchstücken urtheilen können, waren diese kleineren Theile keineswegs den luftigen Verhältnissen der Anlage entsprechend, weder zierlich noch harmonisch; sie scheinen vielmehr trotz einiger Ansätze zu feinerer Gliederung und Verzierung im Ganzen etwas Sprödes und Willkürliches gehabt zu haben, leichte und schwankend geformte Theile, wo es auf Solidität des tragenden Gliedes ankam, und dann wieder schwere und überhängende.

¹⁾ Die Restauration des Gebälks mit zwiefach abgestuftem Architrav und viergetheiltem Fries bei Flandin et Coste a. a. O. Pl. 118, und danach bei Reber a. a. O. S. 84, beruht auf keiner sicheren Grundlage.

²⁾ Die Verzierung der Hohlkehle besteht — was auf unserer kleinen Abbildung nicht

Ueber den weiteren Aufbau, namentlich über das Material der Füllungsmauern und die Bedachung sind wir völlig im Dunkeln. Wahrscheinlich bildeten Ziegel oder ein leicht zerstörbares Bruchsteinmauerwerk den Kern der Wände, deren Aeusseres dann durch Verputz oder sonstige Bekleidung, sowie durch eine gewiss nicht sparsame Polychromie mit dem Glanz der Marmorsäulen, Pfosten und Portale in's Gleiche gesetzt war. Aeltere wie neuere Reisende haben an den marmornen Resten zahlreiche Spuren von Farben wahrgenommen¹⁾. Die Beleuchtung mag, ähnlich wie bei den assyrischen Bauten, durch kleine hoch angebrachte Fenster bewirkt worden sein. Genauer lässt sich indessen darüber so wenig wie über den oberen Abschluss der Baulichkeiten sagen. Ein zweites Geschoss wird hier wie zu Ninive ohne weitere monumentale Beweise schwerlich anzunehmen sein. Die terrassenförmige Anlage und die verschiedenen Höhendimensionen der Portalhallen, kleineren Zimmer und Säle mussten ohnehin dem Profil des gesammten Aufbaues dieser Palastarchitektur ein höchst imposantes Aussehen geben.

In dem Grundrisse der einzelnen Baulichkeiten scheint die quadratische Form vorzuherrschen. Eine solche haben die Wände des anscheinend zu feierlichen Audienzen bestimmten Saales. Zweimal finden sich auch vielsäulige Räume, ähnlich wie wir sie später als einen nothwendigen Theil der grösseren ägyptischen Tempelbauten kennen lernen werden, von sechsunddreissig, einmal sogar von hundert im Quadrat gestellten Säulen. Indessen kommen daneben auch längliche Säulengänge und kleinere Seitengemächer vor.

Die neueren Schriftsteller haben sich bemüht, den Ursprung auch dieser architektonischen Formen bei einem anderen Volke aufzufinden, und nach der Aehnlichkeit einzelner Theile in Verbindung mit den Nachrichten über die fremden Künstler im Dienste persischer Könige bald dem ägyptischen Styl bald dem griechischen einen überwiegenden Einfluss zugestanden²⁾. Allein wenn auch die griechische Kunst, die aber zu den Zeiten des Kambyzes und Darius noch kaum so weit ge-

deutlich wird — aus lauter eingetieften Blättern, die in ihren erhöhten Rändern aneinander stossen, die Bildung des Rundstabs nähert sich sehr der Perlenschnur des griechischen Styles. Vgl. Flandin a. a. O. Pl. 118, 157^{bis} und 177.

¹⁾ Ein kühner Versuch, das Ganze in dieser seiner Farbenpracht wiederherzustellen, findet sich bei Flandin et Coste a. a. O. Pl. 87. Semper, Stil I. 396 nennt das dadurch erzeugte Bild „falsch und armselig“ und dringt auch hier auf eine „reiche und entschiedene Polychromie.“

²⁾ Hirt, Gesch. der Baukunst I. 176 ff; W. Lübke, Gesch. der Baukunst, 3. Aufl. S. 47 ff. Vgl. dagegen Fr. Kugler, Gesch. der Baukunst I. 111 ff; J. Braun, Gesch. der Kunst I. 281—94.

dienen war, um als Vorbild zu dienen, oder die ägyptische auf Einzelnes an der Bildung der Säulen, am Gebälk und andererseits an der hohlkehlenförmigen Portalbekrönung eingewirkt haben soll, so ist dies im Ganzen doch höchst unbedeutend; der Hauptcharakter des Styles und der Grundgedanke der Anlage der persischen Bauten sind jenen beiden fremd. Auch in den Details ist bei auffallender Aehnlichkeit gewisser Formen die Anwendung von der Art, dass sie den Gedanken einfacher Nachahmung völlig ausschliesst. Wer z. B. ein ionisches Kapital gesehen, und daran wahrgenommen hat, wie das Polster mit den Voluten auf seinen Ecken ein elastisch tragendes Glied darstellt, kann darauf verfallen, es umgekehrt, aufrecht gestellt, zu brauchen? Allerdings mag ein barbarischer Sinn die eigentliche Bedeutung der Form miskennen, sie falsch anwenden; aber griechischen Künstlern wäre dies unmöglich gewesen, und selbst von einem Barbaren ist es kaum denkbar. Denn welches Interesse konnte die Form des Volutenkapitals ihm erwecken, wenn er sie in dem Grade missverstand? Nicht viel anders verhält es sich mit dem vielsäuligen Raume, der in den ägyptischen Tempeln eine Vorhalle ausmacht, hier aber in ganz anderer Bedeutung angewendet ist. Dagegen dürfen wir allerdings diese Volutenkapitale mit jenen Voluten, welche wir in der Architektur und an den Geräthen von Ninive fanden, in Verbindung bringen, und daraus schliessen, dass diese und andere architektonische Formen, welche bei den älteren vorderasiatischen Völkern einheimisch waren, auf die Details des persischen Styles, wie auf die des griechisch-ionischen, Einfluss gehabt haben, wodurch sich dann manche Uebereinstimmungen beider, in der Volutenform der Kapitale, in der Basis und im Schaft der Säule, erklären. Die Wahrnehmungen neuerer Reisenden in Kleinasien¹⁾ scheinen auf einen solchen Zusammenhang hinzudeuten, und wir haben noch genauere Aufklärung darüber von weiteren Forschungen zu erwarten. Wenn aber auch solche Einzelheiten von anderen Nationen entlehnt sein mögen, da ja, wie Herodot berichtet, die Perser höchst geneigt waren, Fremdes anzunehmen, so bleibt dafür das Charakteristische der Anlage, das Terrassenförmige, wozu sich in den Stufenbauten Mesopotamiens doch nur der Ansatz findet, in dieser grossartigen monumentalen Ausführung den Persern eigenthümlich.

Ausser den Bauten von Tschehil-minar sind noch an einigen anderen Stellen Fragmente persischer Architektur erhalten. Ganz in der Nähe der grossen Terrasse, einige hundert Schritte südlich, findet sich

¹⁾ Leake, Fellows, Texier, Spratt und Forbes, Steuart, Newton u. A. Die Resultate ihrer Forschungen werden in der ersten Epoche der griechischen Kunst näher betrachtet werden.

der quadratische Unterbau eines palastähnlichen Gebäudes, nach den sechs erhaltenen Säulenbasen und anderen Resten zu urtheilen, altpersischen Ursprungs; und ebenso lässt sich nordwärts, gegen die Strasse nach Isfahan zu, eine ganze Kette von architektonischen Resten aus der Achämenidenzeit, an denen seit den Tagen der Sasaniden der Name *Istakher* haftet, bis in das Felsenthal des Murghab-Flusses verfolgen¹). Derselbe Weg führt über Isfahan weiter hinaus nach Hamadan, wo die persische Königsstadt Ekbatana, die jüngere dieses Namens, in einer Anzahl grösstentheils uncannelirter Säulentrommeln uns freilich nur sehr dürftige Reste ihrer von Polybius (X. 27) mit leuchtenden Farben geschilderten Herrlichkeit hinterlassen hat²). Südwestlich davon, an der alten Königsstrasse nach Susa und Babylon, und im äussersten Süden des Landes, bei Darabgerd, Firuz Abad, Schiraz und Schapur³), finden sich ebenfalls altpersische Monumente, von denen man einige für Paläste, andere für Feueraltäre hält, im Thale von Kengawer (Kongaver) Ruinen eines grossen Gebäudes mit Säulen, wie jene in Persepolis mit dem Lotoskelch und den Schnecken am Kapitale, dann bei Behistan (Bisutun), wo wir, neben Felssculpturen und Marmor Pfeilern, noch eine ähnliche Plateform wie dort erkennen⁴). In der neueren Zeit ist endlich auch das alte Susa, welches die Perser nach Strabo (XV. 3. 728) unter allen ihren Königsburgen am reichsten schmückten, bei dem heutigen Schusch in den Niederungen östlich vom Tigris wieder aufgefunden worden⁵). Hier, an den Ufern des kleinen Schaurflusses, nordöstlich von dem unscheinbaren Gebäude mit fichtenzapfenförmigem Aufbau, welches die Tradition als das Grab des Propheten Daniel bezeichnet, fand sich der Unterbau eines Palastes von 343 Fuss 9 Zoll Länge und 244 Fuss Breite, ganz nach Art der grossen Audienzhalle von Persepolis angelegt, mit 36 auf quadratischer Basis ruhenden Säulen in der Mitte und ausserdem drei Vorhallen im Norden, Osten und Westen, deren jede 12 in zwei Reihen gestellte Säulen zeigt. Letztere (Fig. 40) haben glockenförmige Basen und über den aufrecht

1) Fr. Kugler, a. a. O. I. 112; H. Brugsch a. a. O. II. 140 ff.

2) Jam. Morier, *Second journey through Persia*. London 1818. Pag. 269; Flandin et Coste, *Perse anc.* Pl. 25; Fr. Kugler, a. a. O. I. 97; Semper, *Stil* I. 394, welcher Letztere übrigens mit Polybius die zwei Städte des Namens Ekbatana, das ältere im nördlichen Medien, vermuthlich bei Takht-i-Suleiman (vgl. S. 188), und dieses jüngere bei Hamadan verwechselt. Vgl. über deren Unterscheidung Vaux, *Niniveh und Persepolis*, übers. v. Zenker S. 280 ff., 310 ff; Spiegel, *Eran*. S. 317.

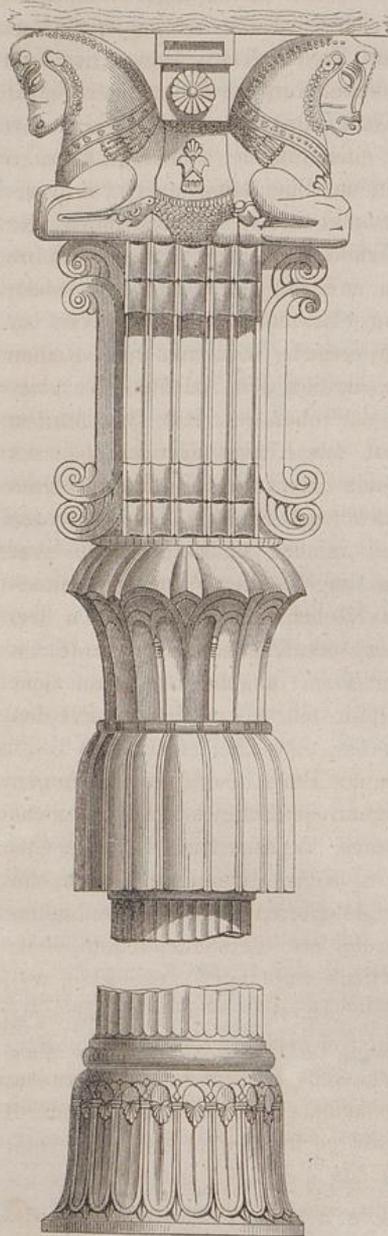
3) Flandin et Coste, a. a. O. Pl. 31, 34—37, 45—47, 55.

4) Ritter a. a. O. IX. 346, 350; Flandin et Coste, *Perse anc.* Pl. XV.

5) W. K. Loftus, *Travels and researches*. S. 317 ff; Fr. Spiegel, die altpersischen Keilinschriften. S. 65, 112 ff.

stehenden Voluten des Kapitäls die beiden halben Stierleiber, welche

Fig. 40.



Säule von Susa.

man gewissen Spuren zufolge vielleicht auch bei den Säulen des Mittelraumes voraussetzen darf (Vgl. oben S. 198). An diesen Säulen mögen die „weissen, rothen und gelben Tücher, mit leinenen und scharlachenen Seilen, gefasset in silbernen Ringen“, befestigt gewesen sein, von denen der Bericht von der Hofhaltung des Königs Ahasveros im Buch Esther (I. 6) uns erzählt. In den dreisprachigen Inschriften an den quadratischen Säulenfüssen werden Darius I., Artaxerxes I. und Artaxerxes Mne- mon als Erbauer der Halle genannt. Die übrigen Ruinenhügel von Schusch sind bis jetzt noch nicht näher untersucht. Das Aufgefunde- ne genügt indess vollkommen, um die Uebereinstimmung der Bau- ten von Susa mit denen der übr- igen altpersischen Städte zu be- weisen.

Wir dürfen daher die feste Ausbildung eines eigenthümlichen architektonischen Styles bei den Persern nicht bezweifeln. Dagegen sind die Bildwerke, welche sich in Persepolis und in den Ruinen von Behistan vorfinden, denen von Ninive nahe verwandt, wenngleich mit manchen bemerkenswerthen Verschiedenheiten.

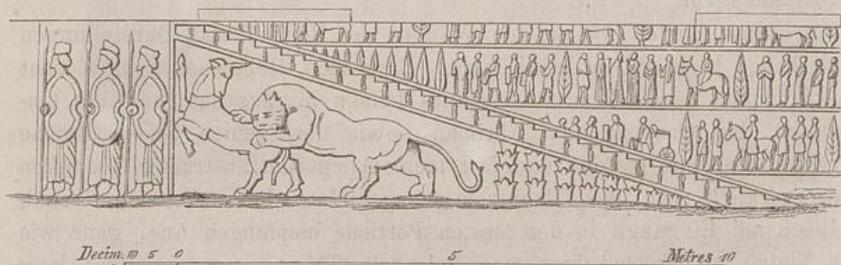
Wie in Ninive sind in Perse- polis alle Wände mit Reliefs be- deckt. Ich erwähne zuerst die Darstellung auf den Grabmälern, weil sie uns am Leichtesten in die persische Denkweise einführt. Wir

sehen hier, wie bereits oben (S. 192) erwähnt, auf einem thronartigen Gerüst einen Altar mit dem heiligen Feuer und vor demselben in ehrerbietiger Ferne, aber auf einem durch mehrere Stufen erhöhten Ehrenplatze, eine stehende Gestalt, im langen Talar, mit spitzem Bart und dickem Haupthaar, das unter der flachen Tiara hervortritt; die eine Hand auf den Bogen gestützt, die andere etwas erhoben. Wir können nicht zweifeln, dass es der König als frommer Verehrer des heiligen Feuers ist. Ueber ihm schwebt eine ähnliche, bedeutend kleinere Gestalt, eigentlich nur ein Oberleib, indem die Beine durch ein verhältnissmässig zu kurzes Gewand bedeckt sind, wahrscheinlich der Feuer des Königs, sein Genius oder Urbild, wie nach persischer Lehre jedes Wesen einen solchen besitzt; wir würden etwa sagen die Seele, aber ohne dass dabei an eine Trennung von dem Leibe zu denken ist. Das Gerüst, auf dem diese Opferscene vorgeht, wird von zwei Reihen von Männern mit aufgehobenen Armen, ähnlich den Atlanten der griechischen Baukunst, getragen, wie aus der oben (S. 192) angeführten Inschrift hervorgeht, um die Herrschaft des Königs anzudeuten. An den Ecken des Gerüsts sieht man den Kopf des Einhorn. Dass es die Profildarstellung eines zweigehörnten Stieres sei, bei der das eine Horn das andere deckt, ist minder wahrscheinlich. Am Fusse desselben steht auf jeder Seite ein Wächter. An den Seitenwänden der Vertiefung, in welcher das Relief eingehauen, ist in drei Reihen übereinander eine Abtheilung der speertragenden Leibgarde, im langen medischen Gewande und mit der Tiara, angebracht. Man sieht also, das Ganze stellt ein feierliches Opfer mit allem Ceremoniell des Hofstaates vor.

Ebenso finden wir an den Wänden der Burg überall Darstellungen feierlicher Handlungen des Königs. Eigentlich Religiöses konnte nicht vorkommen, da die Lehre Zoroasters keinen Mythos hat, und die Gestalten des Ormuzd und Ahriman sowie der Genien beider Reiche nicht dargestellt wurden und fast mehr Allegorien abstracter Gedanken als wirklich von der Phantasie ausgebildete Persönlichkeiten sind. Gleich am Eingange in den ersten Porticus empfangen uns, ganz wie in Ninive, als Thürwächter zwei kolossale Thiere, zwanzig Fuss lang und achtzehn hoch, Kopf und Vordertheil frei herausragend, das Uebrige in Relief. Der Körper lässt die Gestalt eines kräftig fortschreitenden Stieres erkennen, die Köpfe sind fortgehauen. Weiterhin zwei andere Thiere, ebenso gross und von derselben Körperform, aber mit gigantisch emporgeschwungenen Flügeln, die ihnen aus den Schultern hervorstechen, und ferner mit einem Menschenhaupte, dessen langer Bart künstlich gekräuselt und mit der Tiara gekrönt ist, also fast völlig dieselben

Gestalten wie in Ninive. Die Zeichnung dieser Thiere ist geregelter und von kräftigerem Schwunge der Linie, die Proportionen sind sehr gut. Beine und Hüften haben starke Musculatur, alles ist voll Leben und Kraftgefühl. Die Brust und der starke Schweifbüschel sind mit Rosetten bedeckt, welche das Haar andeuten. Die Haltung der Beine ist auf dieselbe Wirkung berechnet wie in Ninive, so dass man das Thier von vorne mit den beiden parallel gestellten Beinen, von der Seite schreitend sah. Indessen beschränkt sich die Darstellung hier auf vier Beine, wobei der eine Hinterfuss, um die Lücke etwas zu vermindern, weit ausschreit¹⁾. Neben den grossen Treppen, die zur zweiten Terrasse führen, beginnt das Bildwerk an den Wänden. Flache Streifen mit Rosetten dienen den einzelnen Feldern als Umrahmung. An der einen Seite sehen wir hier in vier Reihen eine Menge Gestalten, meistens im Gespräche mit einander. Ihre Kleidung besteht entweder, wie die des Königs, in dem weiten, den ganzen Körper verhüllenden medischen Gewande, mit der Tiara, einer steif aufstehenden, oben breiteren Mütze, oder in der persischen enger anschliessenden Tracht. Wir wissen, dass jenes weite Gewand das Ehrenkleid war, welches der König verlieh. Viele dieser Personen sind mit Halsketten, Armbändern, Ohrgehängen geschmückt. Alle haben das Haar am Hinterkopfe steif abstehend, ohne Zweifel eine künstliche Hoftracht. Mehrere tragen Gefässe, Becher oder Stäbe, die meisten sind bewaffnet, entweder mit dem Dolche oder mit dem Bogen, jedoch im Futterale, also mehr zum

Fig. 41.



Reliefs an der Terrasse von Persepolis.

Schmuck als zum augenblicklichen Gebrauche. Wir können nicht zweifeln, dass hier der Hofstaat des Königs dargestellt sei. Neben dem

¹⁾ Näheres über diese Sculpturen bei Ritter a. a. O. VIII. 907. Vgl. die Abbildungen bei Flandin et Coste a. a. O., Perse anc. Pl. 79 ff.; Brugsch a. a. O. II. 151.

anderen Flügel der Doppeltreppe ist eine noch interessantere Vorstellung (Fig. 41), eine lange Procession verschieden gekleideter Menschen, die in mehreren Reihen über einander auf den Palast zuzuschreiten scheinen. Ganz deutlich erkennen wir in ihnen die Deputationen der Völkerschaften des persischen Reiches, die dem Könige Geschenke bringen. Sie sind in Abtheilungen von fünf oder sechs Personen getheilt. Vorne geht jedesmal ein Hofbedienter, abwechselnd bald in persischer bald in medischer Tracht, mit einem Stabe in der Hand, dann folgt der Sprecher oder Führer der Gesandtschaft, mit leeren Händen, endlich mehrere Personen, gekleidet wie der Gesandte, aber Geschenke auf beiden Händen ehrfurchtsvoll tragend oder nach sich führend. Diese Geschenke bestehen in Stoffen, Pelzwerk, Schmucksachen, Früchten, endlich auch in Thieren, Pferden, Kameelen, Rindern, Maulthieren, Schafen. Man sieht, jede Landschaft bringt, wie wir es auch sonst wissen, dem König das Eigenthümliche oder Beste ihrer Producte dar. Man zählt zwanzig solcher Völkerschaften, die in ihrer Nationaltracht verschieden dargestellt sind. Der weiten Ausdehnung des persischen Reiches gemäss sieht man sie höchst verschieden gekleidet, eine in Pelzwerk, eine andere nur mit einem leichten Schurz, die meisten in weiten Gewändern, andere in eng anschliessenden, bei vielen erkennt man die langen und weiten Hosen, welche den Griechen und Römern an den Barbaren auffielen. Unmittelbar an der Treppe sieht man Bewaffnete, bei jeder Stufe einen, den Speer in der Hand, den Bogen auf dem Rücken, in der weiten medischen Tracht, also offenbar die königliche Leibgarde, die Speerträger (Doryphoren), von denen wir geschichtlich wissen, aufgestellt bei dem feierlichen Empfange der Deputationen.

Aehnlich sind die Wände der anderen Gebäude geschmückt, und es scheint, dass die Bildwerke überall auf die Bestimmung der Räume hinweisen. So sieht man in dem bereits erwähnten hundertsäuligen Saale die Darstellung einer Audienz¹⁾. Der König sitzt in vollem Schmuck auf dem königlichen Stuhle, unter seinen Füßen den goldenen Schemel, der ihm stets nachgetragen wurde, den Scepter und das Opfergefäss in der Hand, von Hofleuten und Leibgarden umgeben; vor ihm steht der Gesandte in der ehrerbietigen Stellung, in der man sich nach persischer Sitte jedem Höheren nahte, mit der Hand gegen den Mund, damit der Athem jenem nicht zu nahe komme. Der König ist hier und auf den anderen Darstellungen grösser als die übrigen Figuren. Dies ist nicht ganz eine allegorische Etikette, eine Künstlerschmeichelei,

¹⁾ Abbildungen bei Flandin et Coste a. a. O., Perse anc. Pl. 154 ff.

sondern es war Nationalidee, dass der König sich durch Grösse auszeichnen müsse, so dass er eine eigene Fussbekleidung hatte, die ihn vergrösserte. In diesem Saale findet sich eine ähnliche Darstellung der Völkerschaften des Reiches, deren Repräsentanten karyatidenartig mit aufgehobenen Armen den Thron tragen.

Belebte Bilder des Krieges oder der Jagd, wie in Ninive, finden sich nicht. In Behistan wird zwar in einem grossen Felsrelief (Fig. 42)

Fig. 42.



Mittelgruppe des Felsreliefs von Behistan.

eine Kriegsthat gefeiert, wie die berühmte Inschrift ergibt¹⁾, der Sieg des Darius Hystaspis über eine Anzahl mächtiger Rebellen, allein auch diese nicht wie dort in wirklicher Erzählung, sondern nur symbolisch. Der König, in grösserer Dimension, tritt mit dem Fusse auf den gefährlichsten dieser Empörer, während neun andere mit zurückgebundenen

¹⁾ H. C. Rawlinson, The Persian cuneiform Inscription at Behistun. London 1846. S.; Fr. Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften S. 3 ff.

Händen und gemeinsamer Fessel vor ihm stehen. Leibwachen, auf unserem Bilde nicht sichtbar, stehen daneben, und vor dem König oben schwebt, wie gewöhnlich, sein Schutzgeist, aber die Einzelheiten des Kampfes erzählt uns die Inschrift.

Dagegen kommen in Persepolis ausser diesen ceremoniellen Darstellungen, wie in Ninive, auch die Gestalten fabelhafter oder allegorischer Thiere vor. Von jenen Thürwächtern am Eingange ist schon gesprochen.

Fig. 43.



Kampf mit einem Ungeheuer. Relief aus Persepolis.

An den Treppengewängen in der Nähe der Mauer, auf welcher die Darbringung der Geschenke abgebildet ist, sieht man viermal wiederholt einen Löwen, der ein Einhorn zerreisst (vgl. Fig. 40). Auch diese Gruppe, wo der kraftvolle Löwe zur Croupe seiner Beute heraufspringt, und mit Tatzen und Gebiss in dieselbe einschlägt, das erschreckte Thier aber sich verzweifelnd emporbäumt, und den Kopf mit dem einen gewundenen Horn zur Abwehr rückwärts dreht, ist höchst lebendig. An den vier Seiteneingängen des Audienzsaales ist jedesmal der König

dargestellt, wie er einem fabelhaften Thiere, das aufrecht gegen ihn steht, mit der linken Hand es am Horn haltend, mit der Rechten den Dolch in die Brust stösst. Eines dieser Thiere ist der Greif, vierfüssig mit Löwenklauen, aber mit dem Adlerkopf und mit Flügeln. Ein anderes (Fig. 43) hat den Wolfsrachen mit befiedertem und geflügeltem Vogel-leibe und dem Hintertheile des Löwen mit nacktem Knochenschweif. Das dritte ist der gemähnte Löwe selbst, von dem vierten fehlt uns noch eine Abbildung.

Im Wesentlichen steht diese Plastik noch völlig auf dem Standpunkte der assyrischen, nur mit wenigen Aenderungen. Freistehende Statuen kommen hier gar nicht vor und die Reliefs waren wie dort bemalt. Gewisse Unvollkommenheiten, namentlich die Profilstellung

Fig. 44.



Reliefkopf aus Persepolis.

der Füsse bei vorwärtsgewandtem Körper, wiederholen sich auch hier, aber in anderen Beziehungen können wir Fortschritte, grössere Annäherung an die Natur wahrnehmen. Die Thiere sind energischer, die Details des Körpers, namentlich die Hände mehr ausgeführt, die Gewänder nicht mehr glätt, sondern mit reichlichem und nicht unverständlich behandeltem Faltenwurfe¹⁾. In den Köpfen (Fig. 44) herrscht weniger Fülle als bei den Assyriern; die Züge sind fein, der Ausdruck, wie bei den ältesten griechischen Werken, von einem leisen Lächeln umschwebt; Haar und Bart, wie dort, in zahlreiche conventionelle Löckchen geordnet und gewöhnlich von sehr fleissiger Detailbehandlung²⁾.

1) Vgl. H. Weiss, Kostümkunde I. 262.

2) Der obige, hier zum ersten Mal abgebildete, wegen der Seltenheit altpersischer Sculpturwerke in europäischen Museen besonders interessante Reliefkopf befindet sich in der Sculpturensammlung des unteren Belvedere zu Wien; er stammt „von einer mit Sculpturen bedeckten Felswand bei Persepolis“, gehört also wohl zu einem jener Doryphoren, welche rechts und links neben den Feueraltären der Achämenidengräber Wache halten. Die Arbeit ist in grauem Kalkstein höchst fein und sauber ausgeführt. Höhe des Steins 11 Zoll, Breite $8\frac{1}{2}$ Zoll. Vgl. v. Sacken und Kenner, Die Sammlungen des k. k. Münz- und Antikensabinetes. 1866. S. 50. Nr. 246^a.

Die verschiedenen Völkerschaften sind besser charakterisirt als dort, die aufgeworfene Lippe und das Wollhaar des Negers sind nicht zu verkennen. Auf Stoffe und Kleidung ist fast noch grösserer Fleiss verwendet, an den Wagenrädern des einen Reliefs kann man die Nägel zählen. Auch einen Fortschritt des Geschmackes kann man bemerken, die Muskeln sind weniger übertrieben dargestellt. Aber freilich entbehren wir dafür die naive Lebendigkeit bildnerischer Erzählung; nur die Thiere sind kräftig bewegt, die Menschen immer in einer feierlichen Ruhe. Sie verlässt den König nicht einmal bei jenem Kampfe mit dem phantastischen Thiere, der freilich wohl nur die allegorische Bedeutung hatte, den Sieg des Königs als Ormuzddieners über das Böse darzustellen. Auf Schönheit im höheren Sinne des Wortes können diese Bildwerke ebensowenig Anspruch machen wie die von Ninive; das Ideale fehlt ihnen in gleichem Grade, der Sinn ist hier wie dort ganz auf die Wirklichkeit gerichtet. Aber er ist noch abstracter, nüchterner als dort; der Gegensatz gegen das phantastische Wesen der Inder ist hier noch stärker. Nicht bloss das trunkene Schwelgen in der Fülle der Natur, sondern auch die freie Bewegung des Lebens, die wir noch in Ninive fanden, ist einer ernsten, unveränderlichen Ruhe und Gleichmässigkeit gewichen. Ohne Zweifel war dies nicht eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Bildner, sondern der Ausdruck der Stimmung, wie sie sich bei diesem Volke vermöge seiner religiösen und politischen Verfassung gestalten musste. Die Vorstellung von der Gottheit war eine geistige und höhere als bei den polytheistischen Völkern, aber sie duldet kein Bild. Die Lehre des schroffen Gegensatzes war keiner poetischen Auffassung fähig, kein dichterischer Mythos konnte entstehen. Sie verwies auf die Wirklichkeit, aber sie duldet in dieser nicht die freie Bewegung des Lebens, sondern unterwarf sie einem festen Ceremoniell. Die Perser waren nicht, wie die Inder, ungeschichtlich. Den König umgaben vielmehr seine Schreiber, um seine Worte und Thaten aufzuzeichnen und in den Archiven des Reiches niederzulegen. Diese Aufzeichnungen wurden natürlich nicht zu einem Werke freier Geschichtschreibung, sondern gaben nur die officiellen Anschauungen und das Einerlei eines despotischen Hofes. Aehnlich verhält es sich nun mit unseren Bildwerken, auch sie zeigen uns das persische Staatsleben nur im Style des Hofhistoriographen. Die überlieferten mythischen Thiergestalten sind dabei zu kalten Allegorien geworden und das Leben bewegt sich mit höfischer Würde. Aber immerhin ist doch eine gewisse Wahrheit darin enthalten; eine phantastische Mischung, eine Häufung menschlicher Glieder wäre der Wahrheitsliebe und dem Gefühle für das Naturgemässe, welches in dieser Religion genährt wurde, entgegen

gewesen. Selbst bei der Gestaltung der fabelhaften Thiere zeigt sich eine gewisse Mässigkeit der Phantasie. Wir finden selbst noch in ihnen den ehrbar bürgerlichen, verständigen Sinn wieder, den die Perser überall zeigen. Ebenso ist denn auch die Baukunst, nicht gerade von der ausgezeichnetsten Schönheit, nicht von der zartesten, in allen Details durchgeführten Harmonie, vielmehr in manchen Theilen unangemessen, spröde, ungeschickt, aber im Ganzen von offenem, verständigem Geiste zeugend, nichts Wildes, Ausschweifendes, alles heiter, an die Natur sich anschliessend, einfach, anspruchslos.

Wir haben ein rechtliches, kräftiges, verständig denkendes und wohlwollendes Volk vor uns, dem aber der freie poetische Schwung der Phantasie, und der zarte, ausführende künstlerische Sinn nicht gegeben waren.

Drittes Kapitel.

Phönicier und Juden.

Von Osten her den Euphrat überschreitend, kommen wir bald an die Wüste, wo kein Volk seine Wohnsitze bleibend aufschlägt, und nur durchziehende Karawanen in Oasen Ruhe und Erquickung ihrer Thiere suchen. Südlich liegt Arabien, das Land, aus dem einst ein verheerender Feuerstrom sich weithin ergiessen sollte, an dem aber die ältere Völkergeschichte gleichgültig vorübergeht. Jenseits dieser Wüste aber gelangen wir zu den fruchtbaren Thälern von Syrien und Palästina, und endlich an die Küste zu den Phöniciern, dem Handelsvolke, dem das Meer reichere Aernnten giebt, als jenen Nachbarn ihr blühendes Land.

Wollten wir die Geschichte der bildenden Kunst nur an den Monumenten, die von ihr erhalten sind, lernen, so müssten wir hier vorübergehen. Von Babylon und Ninive waren wenigstens Ruinenhügel mit reichen plastischen Schätzen erhalten, von Persepolis stehen Mauern und Säulen, aber die Pracht des alten Tyrus und Sidon ist fast spurlos verschwunden, der Salomonische Tempel längst vertilgt, ein neues Gebäude nimmt seit Jahrhunderten seine Stätte ein, und die baulichen Ueberreste, welche an anderen Orten neuerdings entdeckt sind, haben zwar als Denkmäler der einstigen Grösse dieser Nationen ein unzweifelhaftes Interesse, sind aber in künstlerischer Hinsicht von sehr unter-

geordneter Bedeutung. Allein auch unsere Geschichte darf deshalb doch von diesen Völkern nicht schweigen, welche so grossen Einfluss auf die Weltbegebenheiten hatten, nicht von den Phöniciern, deren Schiffe an den Küsten des Mittelmeeres die europäische Civilisation erweckten, noch weniger von den Juden, dem Stammvolke der Offenbarung, das einen so merkwürdigen Gegensatz gegen die anderen, dem Heidenthum ergebenden Völker der alten Welt bildet, und uns so viel geworden ist. Wenn auch fast nichts von den bildlichen Werken dieser Völker erhalten ist, so interessiren uns doch selbst die geringfügigen Reste und die Nachrichten über sie, um wenigstens im Allgemeinen zu erfahren, welche Stelle die bildende Kunst bei ihnen einnahm.

In Betreff der Phönicier sind selbst diese Nachrichten sehr dürftig ¹⁾. Wir wissen, dass die Städte ihres Küstenstriches, dicht, in der Entfernung weniger Meilen neben einander gelegen, in jeder Beziehung prächtig und glänzend waren. Wer kennt nicht die Anrede des Propheten Ezechiel (XXVII. 3 ff.) an Tyrus? „Die du wohnst an den Zugängen des Meeres, Händlerin der Völker, Tyrus; du sprichst: Ich bin vollkommen an Schönheit. Inmitten des Meeres ist dein Gebiet; deine Bauleute machten deine Schönheit vollkommen. Aus Cypressen zimmerten sie dein Getäfel, Cedern vom Libanon nahmen sie, um die Mastbäume zu machen. Von Eichen aus Basan machten sie deine Ruder, deine Bänke von Elfenbein. Byssus mit Buntwirkerei liessest du flattern als Flagge, blauer und rother Purpur aus den Inseln Elisa war deine Decke.“ Auch die profanen Geschichtschreiber rühmen die Pracht von Tyrus. Hiram, ihr König, der Zeitgenosse von David und Salomon, scheint besonders für die Ausschmückung der Tempel gesorgt zu haben, die dem Jupiter-Baal, dem phöniciischen Hercules und Apollo errichtet wurden. Obgleich weit ausgedehnt und übervölkert, trotzte die Stadt durch die Trefflichkeit ihrer Befestigungen den mächtigsten Eroberern. Nebuchadnezar musste sie, wie es heisst, dreizehn Jahre belagern. Als Alexander der Grosse nahte, zogen sich die Bewohner der alten Stadt, die auf dem festen Lande lag, auf die neue Stadt, eine Insel, zurück, und ungeachtet aller Mittel, die der Ueberwinder des persischen Reiches anwendete, ungeachtet der grossen Flotte, welche das Landheer unterstützte, und des kolossalen Dammes, durch den er die Insel mit dem

¹⁾ Die ältere Literatur giebt O. Müller, Handb. d. Archäol. 3. Aufl. § 239. Vgl. dazu E. Gerhard, Ueber die Kunst der Phönicier. Abhandl. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1848. S. 579 ff.; Jul. Braun, Gesch. d. Kunst I. 447 ff., und neuerdings das noch im Erscheinen begriffene Prachtwerk der französischen Expedition von E. Renan, Mission de Phénicie. Fol. u. 4. Paris 1864 ff., nebst dessen vorläufigem Bericht im Pariser Moniteur v. 8. und 11. Juli 1861.

Lande verband, konnte er erst nach siebenmonatlicher Belagerung eindringen. Von diesen Damm- und Hafengebäuden hat sich denn auch an verschiedenen Stellen des phöniciischen Küstenlandes, namentlich bei Marathus (Amrit), Antaradus (Tortosa) und auf der Insel Aradus (Ruad) Einiges erhalten, was auf ein hohes Alter Anspruch machen kann¹⁾. Es sind gewaltige Quadermauern, meistens aus riesigen Werkstücken mit glatt abgearbeiteten Rändern, sonst aber unbehauen gelassener Oberfläche zusammengefügt, die urthümlichsten Beispiele der sogenannten Rustica, wie wir sie auch im alten Jerusalem wiederfinden werden. Das Trümmerfeld von Marathus hat uns auch das in den Felsen gehauene Plateau eines althöniciischen Tempels aufbewahrt und eine Anzahl merkwürdiger freistehender Monumente von theils phallusartiger, theils pyramidal zugespitzter Gestalt, welche nach den darunter befindlichen Felsenkammern für Grabdenksäulen zu halten sind²⁾. Sie erheben sich über einer viereckigen, bisweilen mit Löwengestalten verzierten Basis bis zu der Höhe von 50 Fuss und sind an ihren verschiedenen Absätzen mit vorspringenden Platten, wulstförmigen Gesimsen und einem abgestuften Zinnenornament versehen, welches in zwei Reihen den oberen cylindrischen Theil des Denkmals umgiebt. Das Alter dieser Bauten steht noch nicht fest. Sind sie jedoch auch wirklich althöniciisch, so ist der kunsthistorische Gewinn, den sie gewähren, bei ihrem gänzlichen Mangel an selbstständigen architektonischen Formen, jedenfalls nur ein höchst geringer.

Ebenso wie im Mutterlande ist in den phöniciischen Colonien, in Carthago, Gades, Utica u. a. so gut wie nichts erhalten, was uns über ihre Baukunst nähere Auskunft gebe. Carthago war prachtvoll, mit aller Bequemlichkeit und Sorgfalt einer herrschenden Seestadt erbaut, und neuere Forschungen haben uns wenigstens in einige historisch wichtige Theile der Stadt genauere Einsicht geboten³⁾. So von der

1) Pococke, Beschreibung des Morgenlandes II. Taf. 30; H. Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres I. 306; E. Renan, Mission de Phénicie. Pl. II, VI.

2) F. Kugler, Gesch. d. Bauk. I. 120 ff.; E. Renan a. a. O. Pl. XI—XIII, XVI, XVII.

3) Nachdem Falbe, Recherches sur l'emplacement de Carthage, 1833, den ersten Situationsplan entworfen und Dureau de la Malle, Recherches sur la topographie de Carthage, 1844, den Versuch einer Topographie gemacht hatte, sind in letzterer Zeit an Ort und Stelle Forschungen und Nachgrabungen angestellt worden, zuerst auf Kosten der englischen Regierung von Nath. Davis (1856—59), veröffentlicht in dessen: Carthage and her remains, London 1861; deutsche Uebers. Leipzig 1863, und ferner auf eigene Kosten bei zweimaliger Anwesenheit von Beulé, publicirt in dessen: Fouilles à Carthage. Paris 1861; deutsche Uebers. Leipzig 1863. 8. Vgl. ausserdem H. Barth, a. a. O. I. 79 ff. und Beulé, in der Revue archéol. XVI. 170 ff.

Burg (Byrsa) mit dem Tempel des Aesculap-Eschmun, dessen Stätte vermuthlich die jetzige Ludwigskapelle bezeichnet, ferner von den Häfen für die Kriegs- und Handelsschiffe, und endlich von der Gräberstadt, welche mit in den Befestigungsrayon hineingezogen, aber durch ihre Lage am Abhange des Hügels Djebel-Khavi dem eigentlichen Verkehrsleben der Stadt entrückt war. Zahlreiche unterirdische Kammern von oblonger Grundform, mit Nischen in den Wänden, und an ihren in flacher Bogenwölbung ausgemeisselten Decken zum Theil mit einem sorgfältig präparirten glänzenden Stuck überzogen, durchhöhlen den felsigen Boden. Die sonstigen altcarthagischen Reste beschränken sich auf einige Hafendämme und auf den cyklopischen Unterbau der Burgbefestigung, in deren gewaltigen Tuffsteinmauern sich Spuren von inneren Gängen und Kammern erkennen lassen, wie sie ähnlich bei Festungswerken des ältesten Griechenlands wiederkehren und in Carthago durch Appian's (VIII. 95) Erzählung von den Ställen und Futtermagazinen für dreihundert Elephanten im unteren Theile der Mauern ihre Erklärung finden. Die Kammern sind durch Querwände von einander getrennt und hinten halbkreisförmig abgeschlossen. Denselben Abschluss haben auch die von Appian beschriebenen Schiffshäuser im Hafen, deren Reste man ebenfalls entdeckt haben will. In künstlerischer Hinsicht geben jedoch alle diese Nachforschungen ebenso wenig Anhaltspunkte wie die sonstigen Trümmerstätten in der Nähe der alten Handelsstadt, z. B. Sabratha, Leptis magna u. a., deren Reste sich auch nur auf die colossalen Unterbauten und Befestigungen zu beschränken pflegen ¹⁾. Ausser der natürlichen Veränderlichkeit des Küstenlandes wird wahrscheinlich das leicht zerstörbare Material der Architektur die Schuld dieser Verwüstung tragen. In den Tempeln scheint der Glanz der Metalle vorzugsweise zur Ausschmückung gebraucht zu sein. Im Tempel des Apollo, nahe am Markte zu Carthago, waren die Wände im Inneren mit Goldplatten belegt. Von den Tempeln in Gades und in Utica wird berichtet, dass sie Säulen von Erz und Balken von Cedernholz hatten. Die alten Geschichtschreiber, welche die Prachtbauten des Hiram in Tyrus rühmen, erwähnen stets, dass er Cedern vom Libanon habe herbeischaffen lassen ²⁾. Holz und Metall waren also die vorzugsweise angewendeten Materialien. Selbst Backsteine scheinen die Phöniciere nicht gekannt zu haben, nur Luftziegel werden bei ihnen erwähnt.

¹⁾ Bei den Felsengräbern von Lehis, Mader u. s. w. im Südwesten von Carthago und Oran ist die punische Herkunft mehr als zweifelhaft. Vgl. F. Kugler, *Gesch. d. Bauk.* I. 117.

²⁾ Movers, *Die Phoenicier.* II. Bdes 1. Theil. S. 134, 137, 336.

Was demnach von den sogenannten phoenicischen Felsentempeln auf den Inseln Malta und Gozzo (Gaulos) zu halten sei, muss ebenso wie die Bestimmung der Nuraghen auf Sardinien als phoenicische Gräberbauten weiteren Forschungen anheimgestellt bleiben. Namentlich die ersteren, mit ihrer ganz ungefügen, durch rohe Steinkreise hervorgebrachten Grundrissform und ihrer mehr als primitiven Durchbildung stimmen wenig zu den Vorstellungen, die wir uns von den, wenn auch nicht schönen, doch jedenfalls prächtigen und fein ausgeführten Heiligthümern der Phönicier machen müssen ¹⁾.

Ueber die Bauten der Juden besitzen wir genauere und umständlichere Berichte, die indessen, wie alle schriftlichen Beschreibungen aus entfernten Zeiten, noch immer Vieles dunkel lassen. Bekanntlich war das Heiligthum Jehova's anfangs und selbst nachdem das auserwählte Volk nach langen Wanderzügen im gelobten Lande eine bleibende Stätte gefunden hatte, nur eine trag- und zerlegbare Zelthütte von mässiger Grösse, dreissig Ellen lang, aber nur zehn Ellen breit, aus einem mit Teppichen überhängtem Brettergerüst bestehend, inwendig durch andere Teppiche getheilt, um das Allerheiligste, den Ort der Bundeslade, von dem Heiligen, dem grösseren Vorderraume zu sondern ²⁾. Ringsumher wurde durch eingesteckte Pfosten und einen daran befestigten Vorhang ein Vorhof von 50 Ellen Breite und 100 Ellen Länge gebildet. Später, als die Juden sesshaft und reich geworden waren, als David den Gedanken der Erbauung eines festen Tempels fasste, und sein mächtiger und prachtliebender Sohn Salomon ihn ausführte, wurde die Gestalt jener Stiftshütte als das Vorbild des neuen Gebäudes angesehen, so jedoch, dass nunmehr alle Verhältnisse grösser und bedeutender wurden. Die Schicksale dieses jüdischen Heiligthumes sind bekannt. Salomon's Bau wurde, nachdem er schon mehr als ein Jahrhundert früher im Kriege gegen die Assyrer einen grossen Theil seiner kostbaren inneren Decoration verloren hatte, bei der Eroberung Jerusalem's durch Nebuchadnezar (586 v. Chr.) gänzlich zerstört. Später, als die persischen Könige, zuerst Kyros, dann Darius den Juden grössere Gunst zuwendeten, gründeten die aus dem Exile Heimkehrenden unter der Leitung Zerubabel's ein neues Heiligthum (536—515 v. Chr.), das allmählig mehr und mehr ausgeschmückt wurde. Endlich errichtete der

¹⁾ E. Gerhard, a. a. O. Taf. I, II. S. 583 ff.; F. Kugler, *Gesch. d. Bauk.* I. 117 ff. J. Braun, a. a. O. I. 474 ff., der den oben genannten Denkmälern libyschen Ursprung vindicirt.

²⁾ Einen Versuch, die Form und Einrichtung des mosaischen Heiligthums unter Zuziehung assyrischer Analogien wiederherzustellen, bietet W. Neumann, *Die Stiftshütte in Bild und Wort.* Gotha 1861. 8.

halb heidnische, aber prachtliebende Herodes der Grosse mit Abbrechung dieses zweiten Tempels (20 v. Chr.) ein ganz neues prachtvolleres Gebäude, das aber kaum achtzig Jahre stand, und bei der grossen Zerstörung Jerusalems durch Titus (73 n. Chr.) verbrannt und für immer vernichtet wurde. Der Bau des Herodes schloss sich nur in der Beibehaltung der durch den Cultus bedingten Abtheilungen an die Gestalt des ersten, von Salomon gegründeten Tempels an, während er überall grössere Dimensionen und andere, nämlich griechische Formen hatte.

Der Tempel des Zerubabel dagegen, über welchen wir keinen genaueren Bericht besitzen, war ohne Zweifel eine möglichst getreue, nur durch die geringeren Mittel der Erbauer beschränkte, weniger prachtvolle Nachahmung des Salomonischen. Bei den Versuchen, das Bild dieses ältesten Tempels aus den auf uns gekommenen Beschreibungen herzustellen, muss man sich daher vor der Verwechslung mit dem späteren Herodianischen Gebäude hüten. Aber auch ausserdem werden manche Ueberlieferungen dadurch unsicher, dass die Sehnsucht der Juden während der Gefangenschaft nach der Herstellung ihres Nationalheiligtums es nothwendig grösser und prachtvoller erscheinen liess und dass sich die symbolisirende Phantasie der Propheten hineinmischte.

Nur den ältesten Beschreibungen, welche uns zunächst im ersten Buche der Könige (Kap. 6—8), dann auch, wiewohl schon nicht ohne Irrthümer und vergrössernde Zusätze, im zweiten der Chronik (Kap. 3 und 4), aufbehalten sind, dürfen wir folgen; die Vision des Propheten Ezechiel (Kap. 40—42, 43, 46) kann nur in einzelnen Punkten, wo sie sich sichtbar an Eigenthümlichkeiten des alten Baues anschliesst, zur Erklärung benutzt werden, und die Nachrichten des jüdischen Geschichtschreibers Josephus (Antiq. Jud. VIII. 3) sind wenig zu beachten, da er seine Kenntniss von jenem früheren Baue nur, wie wir, aus alten Berichten schöpfen, und dabei durch den Herodianischen Tempel, den er genau gekannt und dessen Zerstörung er erlebt hatte, leicht irre geleitet werden konnte.

Jene alten Berichte über den Salomonischen Tempel nun sind, wie gesagt, nicht genügend, um das Detail der Form überall herzustellen, aber sie gewähren wohl eine Vorstellung von dem Charakter und Ausdruck des Ganzen ¹⁾.

¹⁾ Der Salomonische Tempel ist im Laufe dieses Jahrhunderts der Gegenstand eifriger Forschungen geworden, die freilich erst in neuerer Zeit, seit man die verschiedenen orientalischen Baustyle näher kennen gelernt hat, von richtigeren Vorstellungen über den Charakter des Ganzen geleitet wurden. Von der älteren Literatur sei hier zunächst die Abhandlung A. Hirt's erwähnt, (Abhandl. der Berliner Akademie 1809, und Geschichte der

Auf eine imponirende Pracht war es bei diesem Gebäude vor Allem abgesehen. Edle Stoffe wurden mit gewaltigen Mitteln zum Theil aus entfernten Gegenden herbei geschafft, Baumeister und Arbeiter aus der Fremde berufen. Wenn die biblischen Angaben genau sind, so leiteten mehr als dreitausend Aufseher die Arbeit von achtzigtausend Steinhauern und Zimmerleuten, die mit siebenzigtausend Handlangern in den Wäldern des Libanon beschäftigt waren, die erforderlichen Cedern und Cypressen zu fällen und zuzurichten. Sieben Jahre lang währte der Bau, die Ausschmückung brauchte wahrscheinlich noch längere Zeit.

Der Tempel stand im Nordosten der Stadt auf dem Berge Moriah, den gewaltige Grundmauern zu diesem Zwecke ebneten und zugänglich machten. Zwei Vorhöfe umgaben das Tempelhaus, der äussere für das Volk, der innere für die Priester. Die Scheidemauer beider Höfe war aus drei Reihen Steinen und einer Reihe Cedernbalken errichtet. Eine wahrscheinlich ähnliche Mauer umschloss den äusseren Vorhof und enthielt Zellen zur Aufbewahrung von Vorräthen, zur Wohnung und zu Wachtzimmern für die dienstleistenden Leviten. Später wurde die Zahl dieser Höfe durch eine besondere Abtheilung für die Weiber, und durch einen äussersten Vorhof, den auch die Nichtjuden betreten durften, vermehrt.

Im Priesterhofe, vor dem Tempelhause selbst, standen die zu den Brandopfern bestimmten Geräthschaften, der Altar, vermuthlich von Holz und mit Erzplatten überzogen, dann zehn Stühle oder Gestelle von Kupfer, mit Löwen-, Stier- und Cherubim-Figuren kunstreich ver-

Bauk. I. 121 ff.); ferner Friedr. v. Meyer, *Der Tempel Salomo's*, aus d. 9. Sammlung seiner Blätter für höhere Wahrheit besonders abgedruckt, Berlin 1830; sodann die sehr ausführlichen und gründlichen Erörterungen von Grüneisen, *Revision der jüngsten Forschungen über den Salomonischen Tempel*, im Kunstblatt v. 1831, Nr. 73 ff. Auf diese Vorgänger fussend machte Stieglitz, *Beiträge zur Geschichte der Baukunst*, Leipzig 1834, I. 63 ff. einen neuen Herstellungsversuch, während zuerst Keil, *Ueber den Tempel Salomo's*, Dorpat 1839, und dann Ewald in seinem grossen Werke über die Geschichte des Volkes Israel, Bd. III, durch kritische und sprachliche Prüfung des Urtextes der Untersuchung einen festen Boden gaben. Von der neueren Literatur ist ferner der gelehrte Kommentar von O. Thenius zu den Büchern der Könige, nebst Anhang über das vorexilische Jerusalem und dessen Tempel, Leipzig 1849, hervorzuheben; dazu C. Chr. Bähr, *Der Salomonische Tempel*, Karlsruhe 1848; G. Unruh, *Das alte Jerusalem und seine Bauwerke*, Langensalza 1861; C^{te} de Vogüé, *Le temple de Jerusalem, Monographie du Haram-ech-cherif (Mosquée d'Omar)*, suivie d'un essai sur la topographie de la ville sainte, Paris 1864. Fol. Nach allen diesen Forschungen haben die in der ersten Auflage dieses Werkes aufgestellten Ansichten wesentliche Aenderungen erleiden müssen. Vgl. über dieselben auch die Kritik von H. Merz im Kunstbl. 1844, Nro. 97 ff. und 1848, Nro. 5.

ziert, welche Kessel zur Abwaschung der Opferthiere trugen, endlich das sogenannte eherne Meer, ein gewaltiger Kessel, zehn Ellen im Durchmesser, dreissig im Umfange, fünf in der Höhe, getragen von zwölf ehernen Rindern, die mit den Köpfen nach Aussen standen, bestimmt zur Reinigung der Priester nach den Opfern.

Das Tempelhaus selbst enthielt drei Haupttheile, die Vorhalle, das Haupthaus, das Heilige genannt, und das Allerheiligste. Alle drei Abtheilungen hatten die gleiche Breite von zwanzig Ellen, aber ungleiche Tiefe, die Vorhalle nur zehn, das Heilige vierzig, das Allerheiligste zwanzig Ellen. Dieses war auch nur zwanzig Ellen im Inneren hoch, also ebenso hoch wie breit und tief, ein vollkommener Kubus; das Heilige dagegen erhob sich bis zu dreissig Ellen; die Höhe der Vorhalle ist, wie weiter unten näher ausgeführt werden wird, ungewiss und bestritten. Rings umher an den drei Seiten des Tempelhauses mit Ausschluss der Vorhalle liefen im Aeusseren Seitengebäude mit kleinen Kammern, die ohne Zweifel zur Aufbewahrung der Tempelschätze dienten. Drei Stockwerke solcher Kammern erhoben sich übereinander, jedes wahrscheinlich von fünf Ellen Höhe. Eine Thür aus dem Inneren des Heiligen bildete den Eingang in die unteren, eine Wendeltreppe führte zu den oberen Gemächern. Die innere Breite dieser Gemächer war verschieden, indem sie von unten nach oben zunahm, im untersten Stockwerke nur fünf, im mittleren sechs, im obersten sieben Ellen betrug: eine eigenthümliche Einrichtung, welche dadurch entstand, dass am Hause sich rings umher Absätze der ungemein stark angelegten Mauer befanden, wodurch sich der Raum nach oben zu erweiterte. Zu den Mauern waren zwar „köstliche grosse Steine“ verwendet, allein die der Vorhalle bestanden ebenso wie die der Mauer des Vorhofes nicht ganz aus diesem Material, sondern über drei Reihen Steinen war eine Reihe von Cedernbalken angebracht. Jedenfalls sah man im Inneren überall kein Steinwerk, — die alte Beschreibung führt dies ausdrücklich zum Preise an, — sondern die Wände waren mit Brettern aus Cedernholz belegt, die Decken bestanden aus Cedernbalken, der Fussboden aus Cypressenbrettern. An dem Cedernholz der Wände waren Palmen, Cherubim und Coloquinten eingeschnitten, und überall im Inneren, in der Vorhalle sowohl als auch in beiden Heiligthümern, Fussboden, Wände und Decke durchweg mit Gold überzogen. Aus der Vorhalle gelangte man in das Tempelhaus durch zwei Flügelthüren von Cypressenholz, die ebenfalls mit eingeschnittener Arbeit verziert und übergoldet waren. In dem Heiligen stand der Altar für die Rauchopfer, von Cedern und vergoldet, dann der goldene Tisch für die Schaubrode, endlich waren zu jeder Seite fünf goldene siebenarmige Leuchter

aufgestellt, deren 70 Lampen an den Goldwänden ein blendendes Licht verbreiten mussten ¹⁾).

Eine Zahl von kleinen, wahrscheinlich vergitterten Fenstern, welche sich in diesem Theile des Tempels befanden, diente daher wohl mehr, um den Luftzug zu befördern und den Dampf des täglichen Rauchopfers abzuleiten, als zur Beleuchtung. Das Allerheiligste war durch eine Cedernwand von dem vorderen Tempelhause getrennt, eine Flügeltüre von wildem Oelbaum diente zum Durchgange, kostbare Teppiche und goldene Ketten oder Gitter sollten den Eingang noch mehr verwahren und schmücken. Innerhalb dieses höchsten Heiligthums, das Niemand als der Hohepriester und selbst dieser nur ein Mal jährlich am Versöhnungsfeste betreten durfte, stand die mosaische Bundeslade von Akazienholz, drittelhalb Ellen lang, anderthalb Ellen breit und ebenso hoch, von innen und aussen übergoldet, mit einem Deckel von massivem Golde. Neben ihr als Wächter zwei kolossale Cherubim, von wildem Oelbaum geschnitzt, und, wie alle Umgebungen, mit Gold überzogen, zehn Ellen hoch, jeder mit zwei, fünf Ellen langen ausgebreiteten Flügeln, so gestellt, dass die äusseren Flügel die Ecken der Hinterwand berührten, die inneren in der Mitte derselben zusammenstiessen. So haben wir von dem Inneren des Tempelhauses mit seinen glänzenden Räumen verschiedener Grösse eine ziemlich deutliche Vorstellung.

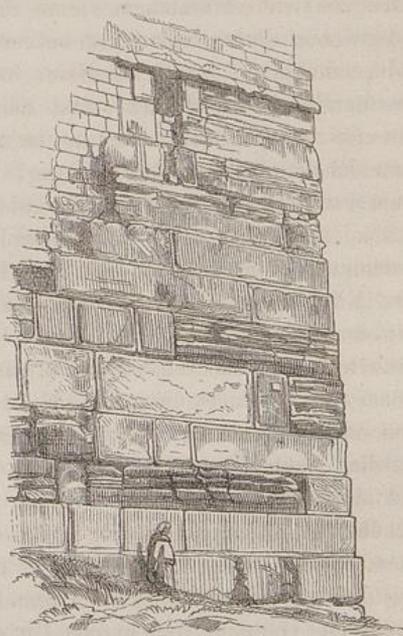
Bei Weitem zweifelhafter ist die äussere Gestalt. Die Nachrichten sind hier viel dürftiger und es fehlt an allen Vorbildern, nach welchen wir das Mangelhafte ergänzen könnten. Die älteren Restauratoren des Salomonischen Baues haben sich meistens an die griechische oder eigentlich griechisch-römische Architektur angeschlossen, was nur bei der damaligen völligen Unbekanntschaft mit der orientalischen Bauweise möglich war. Die Neueren folgen dagegen mehr dem ägyptischen Style, was indessen ebenso unrichtig sein dürfte. Die Stätte des Tempels, auf der jetzt die sog. Moschee des Omar und die Moschee El-Aksa sich befinden, von den Muhammedanern hoch verehrt und Haram-ech-Scherif, das edle Heiligthum genannt, ist, nachdem es Jahrhunderte lang den Christen verschlossen war, seit etwa sieben Jahren, wo günstigere Verhältnisse den Zugang eröffneten, von mehreren Forschern gründlich untersucht. Ueberreste, welche von dem Style des alten Tempels selbst Auskunft gäben, sind dabei freilich nicht entdeckt, wohl aber ist die Kenntniss der Fundamentbauten, die dadurch erlangt ist,

¹⁾ Das am Titusbogen in Rom befindliche Reliefbild des siebenarmigen Leuchters aus dem Herodianischen Tempel dürfte mit denen im Salomonischen Bau, welche ihrerseits wieder auf die mosaische Form zurückweisen, im Wesentlichen übereinstimmend sein. Vgl. Thenius a. a. O. 124; W. Neumann, Die Stiftshütte, Titelbild und Fig. 46 ff.

von grosser Wichtigkeit. Die Höhe des Berges bildet nämlich eine Plattform von 1400 Fuss Länge und 860 Fuss Breite, die über zum Theil gewölbten Substructionen aus den tiefen Schluchten emporsteigt, welche den Berg ursprünglich fast in seinem ganzen Umfang umgaben. Eine gewaltige Böschungsmauer in phöniciſcher Art (vgl. S. 214) aus geränderten, aber in der Mitte der Oberfläche rauh gelassenen Riesenquadern, bis zu 28 Fuss Länge, fasst den ganzen Unterbau ein. An der südöstlichen Ecke, welche unsere Abbildung (Fig. 45) veranschaulicht, lassen sich dreizehn Schichten dieser colossalen Blöcke von den darauf ruhenden kleineren Lagen jüngerer Datums deutlich unterscheiden. Ob diese unteren Schichten der Zeit König Salomon's oder einer späteren angehören, ist streitig ¹⁾, indessen werden wir jedenfalls die erste Anlage dieser Fundamentbauten ihm zuschreiben, und uns danach ein Bild von der Grossartigkeit seines Werkes machen dürfen.

Rücksichts der Aussengestalt des Tempels selbst sind wir dann freilich auf die Worte des biblischen Textes, und auf die Schlüsse beschränkt, die mit architektonischer Nothwendigkeit aus ihnen hervorgehen. Hieraus ergiebt sich Folgendes. Die Aussenwände waren ohne Zweifel senkrecht, nicht, wie in Aegypten, schräg; die Einrichtung der in den oberen Stockwerken breiteren Seitenkammern macht dies unzweifelhaft. Sie standen frei, und nicht, wie am griechischen Tempel, von Säulenhallen umgeben.

Fig. 45.



Vom Unterbau des Tempels zu Jerusalem.

¹⁾ F. de Saulcy, *Histoire de l'art Judaïque*. Paris 1858. Pag. 168 ff.; Alex. Bertrand (*Analyse d'un Mémoire de M. de Saulcy*), in der *Revue archéologique*. 1863. Pag. 12 ff.; dagegen C^{te} de Vogüé, *ibid.* Pag. 281 ff. und besonders in seinem oben citirten grösseren Werke. Vgl. Viollet-le-Duc, *Entretiens sur l'Architecture* I. 216 ff.; W. Lübke, *Gesch. d. Arch.* 3. Aufl. S. 55.

Die einzelnen Theile des Hauses waren von ungleicher Höhe, namentlich ragte das Tempelhaus mit seiner Höhe von dreissig Ellen hervor, während die Seitengebäude mit den Kammern und vielleicht auch die Vorhalle niedriger blieben. Für jene ist dies nicht wohl zu bezweifeln¹⁾, für diese dagegen höchst bestritten. Die Chronik giebt nämlich für die Höhe der Vorhalle das ganz ungläubliche Maass von 120 Ellen, welches zwar von den meisten Forschern für irrig, aber doch in Verbindung mit anderen Nachrichten von Einigen zur Annahme einer grösseren, den ägyptischen Pylonen entsprechenden Höhe für ausreichend gehalten wird. Auffallend ist in der That, dass Josephus in seiner Beschreibung des Salomonischen Tempels und selbst in der Rede, die er dem Herodes bei Gelegenheit seines projectirten Neubaus in den Mund legt, jene Höhenzahl von 120 Ellen für die Vorhalle des Salomonischen Baues wiederholt. Allein schon aus einer anderen Stelle dieses Autors (VII. 10. 3.) geht das Irrige dieser Dimensionen hervor. Während der Verfolgung der Juden durch Antiochos, König von Syrien, war nämlich ein Hoherpriester Namens Onias mit einer jüdischen Colonie nach Aegypten entflohen, hier von dem Könige Ptolemäos aus Hass gegen Antiochos freundlich aufgenommen, und ihm verstattet, im Bezirk von Heliopolis einen eigenen Tempel zu bauen, welcher erst zu Josephus Zeit in Folge der jüdischen Empörung unter Vespasian geschlossen wurde. Von diesem Tempel sagt nun Josephus, dass er nicht dem von Jerusalem, sondern vielmehr einem Thurme geglichen und aus ungeheuren Quadern bis zu einer Höhe von 60 Ellen sich erhoben habe. Man sieht, der Geschichtschreiber folgt hier einer alten Nachricht und vergisst dabei, dass er bei der Beschreibung des Salomonischen Tempels und in der Rede des Herodes (XV. 1. 1) von 120 Ellen gesprochen hatte. Jene alte Nachricht vergleicht nun zwar den Tempel des Onias nicht mit dem Salomonischen, sondern mit dem des Zerubabel; indem sie aber zeigt, dass dieser viel kleiner war als 60 Ellen, so viel, dass diese Höhe dagegen thurmartig erschien, beweist sie, dass neben jener Tradition der grossen Höhe eine andere, von einer kleineren bestand. Diese Nachricht widerlegt zugleich die Angabe in dem, übrigens in allen seinen Zahlen sehr unzuverlässigen Buche Esra (VI. 3), welche dem Tempel des Zerubabel eine Höhe von zwar nicht 120, aber doch 60 Ellen beilegt. Der einzige Umstand, der nach alle diesem für eine pylonartige Höhe sprechen könnte, ist der, dass Herodes auch seinem, obgleich in griechischem Style gebauten, Tempel eine Vorhalle von grösserer Höhe gab. Dies hat denn auch selbst neuere

¹⁾ Grüneisen a. a. O. S. 296; Thenius a. a. O. Anhang S. 33.

Forscher zur Annahme einer solchen ägyptisirenden Anlage des alten Tempels bestimmt¹⁾, während andererseits der wichtige Umstand, dass das Buch der Könige die Höhe der Vorhalle ganz übergeht, für eine unscheinbarere Gestalt geltend gemacht werden kann. Indessen ist natürlich dies nicht entscheidend so dass nichts übrig bleibt, als unsere Unkenntniss des wahren Verhältnisses einzugestehen.

Wie die Wände auswärts verziert gewesen, ist nicht angegeben. Die Aussenmauern der Seitengebäude waren sicher massiv und von Stein; es ist daher nicht wahrscheinlich, dass sie auch am Aeusseren mit Holz und vergoldetem Schnitzwerk belegt gewesen. Zwar heisst es im ersten Buche der Könige (VI. 29 ff.): „Und an allen Wänden ringsher macht er eingeschnittene Arbeit mit Cherubs und Palmen und Blumen innerhalb und ausserhalb;“ allein diese Worte scheinen hier nur das Innere des Tempels selbst und das der Vorhalle zu unterscheiden. Josephus (Antiq. Jud. VIII. 3) spricht allerdings deutlich, wenn er den innerhalb und ausserhalb angebrachten und durch dicke Ketten verbundenen Cederntafeln eine günstige Wirkung für die Festigkeit des Tempels zuschreibt. Allein er hatte das Gebäude nicht selbst gesehen und, wie seine Schilderung beweist, nur sehr unklare Vorstellungen von demselben. Wichtiger ist die überwiegende Bedeutung, welche der Verfasser des Buches der Könige dem Holze beilegt, die ausführliche Erzählung der Herbeischaffung, die gewaltige, weit über Hunderttausend hinausgehende Zahl der beim Fällen der Cedern und Tannen auf dem Libanon und bei der Herbeischaffung beschäftigten Arbeiter. Allein schon der Umstand, dass die Mauern des ganzen Vorhofes und der Vorhalle theilweise aus Holz bestanden, erklärt dieses ausgedehnte Bedürfniss und übrigens hatte der Chronist bei seiner Schilderung auch das Interesse, die Weisheit des Königs Salomon und die Fügsamkeit des Königs Hiram von Tyrus darzustellen. Wäre der ganze Bau mit Holz bekleidet gewesen, so wären die ebenfalls wiederholt erwähnten köstlichen, grossen Steine, die so wohl vorbereitet und zugerichtet waren, dass man beim Bauen selbst weder Hammer noch Beil hörte (1 Kön. V. 17; VI. 7), ein unerklärbarer Luxus gewesen. Allein schwerlich war die Verwendung des Steines eine sehr vollkommene. Jene Constructionsweise mit je einer Lage Holz über drei Lagen Quadersteinen, welche bei einzelnen Theilen des Tempelbaues bemerkt wird, war keinesweges eine ungewöhnliche; auch der Tempel des Zerubabel war in gleicher Art erbaut, und

¹⁾ De Vogüé a. a. O. S. 28, sich anschliessend an de Sauloy. Unter den Aeltären ist besonders Stieglitz als Vertheidiger des ägyptischen Charakters des Tempels zu nennen. Vgl. dagegen besonders Thenius a. a. O. S. 60.

noch heute herrscht in vielen Gegenden des Orients und Griechenlands der Gebrauch, Lagen von Steinen mit Holzbalken zu verbinden, indem man sich dadurch gegen die Wirkungen der Erdbeben gesicherter glaubt. Diese Sitte, welche ohne Zweifel, wie die ihr zu Grunde liegende Besorgniss, aus alter Zeit stammt, hindert schon die freie Verwendung des Steines und seine Anerkennung als des schönsten Stoffes für die architektonische Form. Wo es auf Schmuck ankam, nahm man auch im Salomonischen Bau zu anderen Stoffen seine Zuflucht. Die Säulen wurden von Erz gegossen oder auch aus Cedern gebildet, wie wir nachher sehen werden, sogar die Thürpfosten, bei welchen der Stein ein so viel vortheilhafteres Material gewährt hätte, waren von Holz.

Die Dächer waren wohl nach morgenländischer Sitte flach, wobei dann freilich die Balkendecke von Cedern oben noch einen besonderen Schutz erhalten haben mag ¹⁾. Im Ganzen wird also das Gebäude von Aussen keineswegs einen sehr imposanten Eindruck gewährt haben. Das Gefühl der Juden legte mehr Gewicht auf den Metallglanz des Inneren und der vor dem Tempel aufgestellten Geräte als auf grossartige Verhältnisse und architektonische Gliederung.

Säulen umgaben, wie gesagt, den Tempel nicht, nur am Eingange der Vorhalle standen die zwei berühmten Säulen Jachin und Boas, über welche der biblische Text ziemlich ausführlich, aber deshalb nicht minder undeutlich spricht. Sie waren von Erz gegossen, der Stamm achtzehn, der Knauf fünf Ellen, das Ganze also 23 Ellen hoch, der Umfang 12, der Durchmesser somit nahezu 4 Ellen. Die Schäfte scheinen nach einer berichtigten Lesart des Urtextes im Jeremias (LII. 21), Vertiefungen gehabt zu haben, und zwar von 4 Finger Tiefe, also wohl eher im Sinne ägyptischer Bündelsäulen als griechischer Cannelirungen. Die Kapitäle hatten im Ganzen die Gestalt einer „aufgegangenen Lilie“, also wohl eine kelchartige, dem ägyptischen offenen Lotoskapitälé ähnliche. Sie waren dabei bauchig und sehr reich verziert; es wird von 7 Gewinden von Kettenarbeit, und von 200 Granatäpfeln, welche in zwei Reihen daran hingen, gesprochen, wozu dann der Prophet Jeremias (LIII. 23) die Aufklärung giebt, dass diese Zahl sich auf beide beziehe, und dass von den hundert, welche sich

¹⁾ Grüneisen a. a. O. S. 346; Stieglitz, Beitr. I. 75. Der Einwand, dass bei den starken Regenwettern, denen Palästina zuweilen ausgesetzt ist, die blosse Bedeckung der Balken mit Estrich oder Ziegeln bedenklich sein konnte, welche in der ersten Auflage dieses Werkes und bei Canina, Arch. ant. Sez. I. Parte II. Pag. 89 zur Annahme eines schrägen Daches führte, scheint doch nicht durchgreifend, da die Landessitte dagegen Vorkehrungen haben musste. Vgl. Merz im Kunstbl. 1844, S. 427; Thenius a. a. O. Anhang S. 34.

an jedem Kapitäl befanden, 96 ein frei in der Luft, im Winde schwebendes Werk waren ¹⁾; anscheinend bildeten sie also Ketten, die, an den vorspringenden Theilen des Kapitäls befestigt, eine zwar reiche und phantastische, aber auch barbarische und geräuschvolle Zierde geben mussten, wie wir sie bei keinem anderen Volke kennen ²⁾.

Auffallend ist, dass jede dieser Säulen einen besonderen Namen hatte: die zur Rechten Jachin d. i. Fest, die zur Linken Boas d. i. Stark. Ohne Zweifel bezogen sich diese Namen nicht bloss auf die Dauerhaftigkeit der Säulen, sondern hatten eine andere Bedeutung. Wir wissen aus vielen Beispielen des alten Testaments, dass die Juden Namen von religiöser Bedeutung liebten, und diese Namen, da sie ebenfalls an Personen vorkommen, werden daher wohl auch religiös zu verstehen sein; Fest d. i. dem Jehova Festigkeit verleiht, Stark, dessen Stärke Er ausmacht. Allein dass sie, wie man vermuthet hat ³⁾, von damals beliebten Männern, etwa von jüngeren Söhnen Salomon's herrühren, ist doch sehr unwahrscheinlich. Eher möchte an eine symbolische Beziehung zu denken sein. Nicht bloss die älteren, sondern auch die neueren Forscher sind zwar in der symbolischen Deutung der Verhältnisse und der Theile des Tempels viel zu weit gegangen, hier aber scheinen die Namen denn doch auf solche hinzuweisen. Aber freilich vermögen wir diese, wenn wir uns nicht mit ganz Allgemeinem und Unbestimmtem begnügen wollen, nicht zu errathen. Uebrigens sagt Jeremias (LII. 22) ausdrücklich, dass beide Säulen ganz gleich gestaltet gewesen, so dass also die Verschiedenheit der Namen nicht einmal, wie man voraussetzen könnte, mit einer Verschiedenheit der Form zusammenhängt.

Hinsichtlich des Ortes ihrer Aufstellung, nahm man früher an, dass sie vor der Vorhalle etwa wie die Obeliskten vor den aegyptischen Tempeln gestanden hätten, wofür in der That sowohl die Stelle spricht, wo in den alten Beschreibungen dieser Säulen gedacht ist, als der Umstand,

1) Die Uebersetzung der Septuaginta gewährt die Berichtigung des von Luther zu Grunde gelegten Textes. Vgl. Ewald a. a. O. III. 32 ff.; Merz im Kunstblatt, 1844. S. 418 und 1848. S. 17 ff. Dagegen lässt Thenius a. a. O. S. 101 die Granatschnüre horizontal in zwei Reihen am Kapitäl anliegen.

2) Das freie Schweben der Kettenschnüre beseitigt auch die Analogie mit persischen Kapitälern, auf die man wiederholt hingewiesen hat; denn bei diesen (vgl. Fig. 37) sitzen die Schnüre in senkrechten Reihen fest an der Oberfläche des Kelches. Vgl. Jul. Braun, Gesch. d. Kunst I. 407, der übrigens den „Kettengurt“ nicht um die Kapitäle, sondern „oben an die offene Vorhalle des Tempels“ hängt und sich diese nach dem Vorbilde des Thronhimmels des Königs Darius auf den Pfeilern der hundertssäuligen Halle von Persepolis vergegenwärtigt; W. Lübke, Gesch. d. Arch. 3. Aufl. S. 58.

3) Ewald a. a. O. S. 44.

dass man sie besonders benannte. Neuere Forscher sind indessen davon abgegangen und denken sie sich als tragende Säulen am Eingange der Vorhalle zwischen den Seitenmauern derselben. Die Analogie späterer architektonischer Sitte unterstützt diese Annahme, und die Worte der Septuaginta, welche von einem Architrav sprechen, der auf beiden Säulen ruhte, scheinen dafür entscheidend ¹⁾).

Der Werkmeister dieser Säulen wird uns ausdrücklich genannt, und war derselbe, von dem auch die ehernen Tempelgeräthe herrührten, Hiram Abif, der Sohn eines Tyriers und einer israelitischen Mutter vom Stamme Naphtali, den der König von Tyrus dem befreundeten Herrscher Israels zur Ausführung dieser kunstreichen Arbeiten zugesendet hatte. Die Säulen waren also nicht das Werk des Baumeisters, sondern, wenn sie auch durch einen Architrav verbunden den Eingang bildeten, ein besonderer, den Erzgeräthen gleichgestellter Schmuck, der dem Gebäude nur hinzugefügt, nicht mit demselben innig verwachsen war.

Bei den übrigen Prachtbauten Salomon's sind die Nachrichten noch dürftiger ²⁾. An seinem Palast baute der König dreizehn Jahre, also fast doppelt so lange, wie an dem Tempel selbst; ausserdem errichtete er ein „Haus vom Walde Libanon“, bestehend aus einer Halle mit vier Reihen Cedernsäulen und vielleicht wegen dieses Säulenwaldes so benannt, sowie mehrere andere Hallen. Das Material der Säulen und der Balken wird überall als Cedernholz angegeben, auch die Steine werden gerühmt, indessen mit offenbar geringerer Betonung. Eine grössere Wichtigkeit hatten dieselben wohl bei den Befestigungs- und Burgbauten auf den Höhen von Jerusalem. König David, von dessen Palastbau uns auch eine kurze biblische Notiz erzählt ³⁾, gründete zur Vertheidigung des Thales zwischen den Bergen Zion und Moriah die Festung Millo, und König Salomon vollendete das Werk ⁴⁾. Eine etwas ausführlichere Beschreibung haben wir von des Letzteren Prachtthron ⁵⁾: sechs Stufen führten zu ihm hinan, auf deren jeder zwei Löwen rechts und links Wache hielten; auch die Seitenlehnen des Thrones waren mit Löwen verziert, die Rücklehne war oben abgerundet; das Ganze bestand aus Elfenbein, überzogen „mit dem edelsten Golde“.

1) Vgl. Ewald a. a. O. III. 44. Kugler, Gesch. d. Bauk. I. 128 hält indessen noch an der Vorstellung freier gebälkloser Säulen fest, und verweist dafür auf assyrische, altphöniciische und etruskische Analogien.

2) 1. Kön. VII. 1 ff.

3) 2 Sam. V. 11: Und Hiram, der König zu Tyrus, sandte Boten zu David, und Cedernbäume zur Wand, und Zimmerleute und Steinmetzen, dass sie David ein Haus bauten. Vgl. 1. Chron. XV. 1.

4) 2. Sam. V. 9; 1. Kön. IX. 15; XI. 27.

5) 1. Kön. X. 18 ff.

Dieser Gebrauch der Bekleidung und Uebergoldung, dem wir auch schon bei den mesopotamischen Völkern begegnet sind, ist sehr charakteristisch. Der eigentlich architektonische Sinn will die Construction selbst, die Glieder des Gebäudes, die feinen Relationen ihrer einzelnen Theile sehen; er liebt den Schmuck wohl als eine Entfaltung und Erklärung dieser einzelnen Theile, nicht aber als einen fremdartigen Prunk, welcher den eigentlichen Bau verhüllt und über denselben in Ungewissheit lässt. Hier aber sehen wir Goldglanz und ehernen Schmuck, der blendend und prahlend die Wände und Glieder des Baues, wie die schwere Tracht des Barbaren die schönen Verhältnisse des Körpers, verbirgt. Auch das Elfenbein wird nicht etwa nur an Prachtgeräthen, wie es jener Thron war, sondern selbst an Gebäuden als bekleidender Stoff erwähnt. Das hohe Lied (VII. 4) vergleicht die Schönheit eines Halses mit einem elfenbeinernen Thurm, und andere Stellen sprechen von Palästen aus Elfenbein, darunter besonders von dem elfenbeinernen Hause, welches König Ahab von Israel gebaut hatte ¹⁾. Ist der Ausdruck auch in allen diesen Fällen metaphorisch zu nehmen, so bleibt doch die Vorliebe für den Prunk mit edlen Stoffen, welche sich darin ausspricht, bezeichnend für den Styl der jüdischen Architektur.

Fasst man das hier Gesagte zusammen, so ergibt sich auch gleich, was von der Vermuthung zu halten ist, dass Juden und Phönicier ägyptische Formen in ihre Architektur aufgenommen hätten ²⁾. Diese Vermuthung hat keinen überzeugenden historischen Grund für sich. Bei der Abgeschlossenheit des alten Aegyptens war, der Nähe ungeachtet, der Völkerverkehr nicht bedeutend. Noch weniger kann der frühere Aufenthalt der Juden in Aegypten darauf eingewirkt haben. Ihre ärmliche Lage gab ihnen keine Gelegenheit zur Nachahmung ägyptischer Tempelbauten, und wenn ihnen ja unbewusst eine Reminiscenz anfangs geblieben wäre, so müsste sie sich während des langen Hirtenlebens verloren haben. Sprächen aber auch die äusseren historischen Beziehungen mehr dafür, so geben die bestimmten Nachrichten über die jüdischen und phönicischen Bauten höchst gewichtige Gründe dagegen, und jede nähere Aehnlichkeit wird durch die Verschiedenheit des Materials ausgeschlossen. Bei den Aegyptern war alles auf Steinbau und Sculptur berechnet; Säulen und Steinbalken, reiche aber nur farbige, nicht goldene Verzierung. Hier Holzbalken von weiter Spannung,

¹⁾ Psalm XLV. 9; Amos III. 15; 1. Kön. XXII. 39.

²⁾ Hirt, Geschichte der Baukunst I. 120; Thenius a. a. O. Anhang S. 28. Vgl. auch W. Lübke, Gesch. d. Arch. 3. Aufl. S. 58 ff., der u. A. auf die Ehe Salomon's mit einer ägyptischen Königstochter hinweist, im Uebrigen aber doch den phönicisch-babylonischen Styl als vorherrschend anerkennt.

welche Säulen überflüssig machten, Wände, nicht ganz aus Steinen gebaut ¹⁾, und wenigstens im Inneren mit Brettern bekleidet, überall Metallglanz. Statt einer Aehnlichkeit finden wir die grössten Gegensätze. Dort einen vorherrschend architektonischen Sinn, edle, mässige Form, hier den Glanz des Goldes, der die Phantasie reizt und unruhig erhält und den Formensinn abstumpft. Dagegen scheint der Baustyl der Juden dem der Babylonier und Assyrier verwandt und mit dem der Phöniciere höchst übereinstimmend, fast zusammenfallend. Wir erfahren aus den jüdischen Berichten, dass König Hiram von Tyrus dem Könige Salomon seine Bauleute sendete. Die Architektur war also entweder den Juden eine fremde und gleichgültige Kunst, bei welcher sie keine Eigenthümlichkeit einzubüssen hatten, oder sie war schon dem Style ihrer phöniciere Nachbarn ähnlich. Auch die Nachrichten über die phöniciere Bauten, die wir oben anführten, zeigen uns nur die Anwendung kostbaren Holzes und metallischen Schmuckes; keine spricht von bedeutenden in Stein ausgeführten Werken.

Aus diesen Gründen müssen auch die kürzlich genauer durchforschten Grabmonumente bei Jerusalem als vermeintliche Reste altjüdischer Kunst mit grösster Vorsicht aufgenommen werden. So zulässig nämlich die Abkunft aus ältester Zeit bei manchen der in den Felsen gehöhlten Grabanlagen ist, welche namentlich in der Todtenstadt beim Dorfe Siloa und um Jerusalem in grosser Zahl vorkommen, so unwahrscheinlich ist er bei den freistehenden Monumenten, an deren beiden berühmtesten die Namen des Zacharias und Absalom haften. Dort in jenen alten Nekropolen finden wir den Eingang zu den Grabkammern mit ihren als Bänke oder Höhlen gestalteten Leichenstätten einfach umrahmt und bisweilen wohl auch mit einem kräftigen ägyptischen Hohlkehleingesims oder mit einer giebelartigen Form abgeschlossen. Alle diese Motive, nebst den sonstigen, den Giebel umsäumenden, krönenden und füllenden Ornamenten, Zahnschnitten, Blättern und Voluten, sind so primitiver Natur und verschiedenen orientalischen Völkern seit so früher Zeit eigen, dass ihr Eindringen in die altjüdische Kunst leicht erklärbar ist und ohne charakteristische und selbstständige Umbildung stattgefunden zu haben scheint. Anders verhält sich die Sache bei den grösseren, mit Säulenhallen ausgestatteten oder ganz freistehenden Monumenten. Diese verrathen in ihren dorisirenden Triglyphenfriesen, ihren

¹⁾ Die vereinzelte Nachricht des Propheten Amos (V. 11), wonach die reichen Juden ihre Häuser aus Werkstücken bauten, fällt nicht sehr in's Gewicht, namentlich da dort vorzugsweise die Festigkeit, nicht die künstlerische Erscheinung der Gebäude betont, also eine Bekleidung nicht ausgeschlossen wird.

Eckpilastern und nach Art des griechischen Pseudoperipteros an die Wand gelehnten Halbsäulen, endlich in der ganzen reich und fein durchgebildeten Profilirung entschieden den Einfluss der hellenistischen Kunst und können demnach frühestens dem zweiten oder dritten Jahrhundert v. Chr. angehören. Dass auch hier einzelne orientalische, ägyptische und einheimisch jüdische Elemente sich eingeschlichen haben, ändert an der Lage der Sache im Ganzen wenig. Die Kunstgeschichte weiss von manchen derartigen Mischungen eines ausgebildeten Styles mit fremdartigen ornamentalen Details, welche wohl die Oberfläche der architektonischen Gestaltungen verändern und einen minder geübten Blick täuschen, aber dem Forscher nicht als Belege für ein selbständiges künstlerisch durchgeführtes Bausystem von wahrhaft monumentalem Charakter gelten können ¹⁾.

Die geschichtlichen Verhältnisse beider Völker, der Juden und Phönicier, erklären es hinlänglich, wie bei beiden die Neigung zu Formen entstehen musste, die sich in den leichten, mehr theil- und tragbaren Stoffen ausführen liessen. Die Phönicier waren ein Handelsvolk auf einer schmalen und dürrtigen Küste. Sie mussten damit anfangen, Schiffe zu bauen und sich in dieser Kunst zu vervollkommen, ehe ihnen die Reichthümer zuflossen, welche zu grossen Bauten nöthig waren. Auf dem Schiffe gewöhnt man sich an die Umgebung des Holzes, an die leichten, gerundeten Formen, zu denen es sich eignet, an bunten Schmuck, Teppiche und Vorhänge. Alle Schiffervölker haben einen ähnlichen Geschmack, wir erkennen in ihren Häusern noch stets die Erinnerung an das Schiff; die grosse, volle Form, der ernste, feste Ausdruck des harten tönenden Steines sagt ihnen nicht zu. Bei den Juden gaben andere Schicksale ein ähnliches Resultat. Ein Hirtenvolk, ursprünglich nomadisch, dann in der Fremde im Druck, darauf die Wüste durchziehend, bildete sich bei ihnen die Liebe für den eigenen Boden, für das feste Haus nicht aus. Noch in ihrer späteren Gesetzgebung blieb manches übrig, was solche Sitte und Ansicht erhielt, namentlich der Uebergang oder die Rückkehr des Eigenthums nach einem Zeitverlauf, wodurch denn volle Festigkeit des Besitzes ausgeschlossen war. Was jenen das Schiff, war diesen das Zelt, im Wanderleben hatte

¹⁾ Vgl. über diese jüdischen Gräberbauten die beiden Werke des trefflichen Reisenden und Gelehrten Tit. Tobler: *Golgatha*, S. Gallen 1851, und *Zwei Bücher Topographie von Jerusalem und seiner Umgebung*, Berlin 1853—54; ferner F. de Sauley, *Voyage autour de la mer morte*, Paris 1853. Fol. u. 40; A. Salzmann, *Etude et reproduction photographique des monuments de la ville Sainte*, Paris 1856, und die mit aller nöthigen Vorsicht abgefasste übersichtliche Darstellung bei W. Lübke, *Gesch. d. Architektur*, 3. Aufl. S. 60 ff.

sich ihr Formensinn eben so nur zum Leichten, Bunten, Zierlichen gebildet.

Für die plastische Kunst reichen schriftliche Nachrichten noch weniger aus, als für die Architektur; doch sind wir leider auch hier bei beiden Völkern wesentlich darauf beschränkt. Münzen sind überhaupt sowohl durch die Kleinheit ihrer Darstellungen, als aus manchen anderen Rücksichten, ungenügende Documente für die bildende Kunst. Auch rühren die meisten der wenigen auf uns gekommenen phönici- schen Münzen aus der späteren Zeit griechischen Einflusses her ¹⁾; Aehnliches gilt von den sonstigen Werken der kleineren und grösseren Plastik, denen man phönici- schen Ursprung hat beimessen wollen. Ein Theil derselben hat auf den Namen wirklicher Kunstwerke gar keinen Anspruch; so namentlich die dornartigen Sardischen Bronze-Idole aus

Fig. 46.



Götterbild aus Kypros.

den Nuraghen ²⁾ und die ebenfalls ganz rohen Steinsculpturen und glasierten Thonfigürchen von Hadjar Chem im Museum zu La Valette auf Malta ³⁾, deren phönici- scher Ursprung überdiess durchaus nicht sicher steht. Ein anderer Theil ist unter dem unverkennbaren Einflusse fremder Kunst entstanden und trägt durch- aus keine Spuren eines eigenthümlich phönici- schen Styles. Dabin gehören vor Allem die mittelgrossen weiblichen Figuren aus weichem Kalk- stein, welche von der Insel Kypros in die Museen Europa's gekommen sind, und von denen unsere Abbil- dung (Fig. 46) ein Beispiel giebt. Der eine Arm liegt am Körper an, der andere hält über der Brust eine Schale oder auch wohl eine Granat- blüthe, Hals und Brust ist von reichem Schmuck umgeben. Die grossen, zu sanftem Lächeln verzogenen Gesichtszüge, die Anordnung des reich

¹⁾ Abbildungen bei Gerhard a. a. O. Taf. I. 2 und Taf. III. Vgl. über den Astarte- Tempel von Paphos auf Cypem F. Kugler, Gesch. d. Bauk. I. 121.

²⁾ E. Gerhard a. a. O. Taf. IV u. V; J. Braun, Gesch. d. Kunst I. 478.

³⁾ Kunstblatt von 1821. Nr. 52; J. Braun, a. a. O. I. 475.

in den Nacken herabfallenden Haares und der zierlichen Ringellöckchen über der niedrigen Stirn erinnern unmittelbar an die Götterbilder altgriechischen Styls und lassen den Gedanken an phöniciſchen Ursprung dieser Statuen kaum zu ¹⁾. Dieser liegt allerdings näher bei den prachtvoll gearbeiteten grossen Steinsarkophagen, welche neuerdings namentlich aus der Gräberstadt des alten Sidon in das Museum des Louvre gekommen sind und von denen wir den mit einer vielbesprochenen phöniciſchen Inschrift bezeichneten Sarkophag des Sidonischen Königs Eschmunazar beistehend (Fig. 47) abbilden ²⁾. Aber abgesehen von der Inschrift hat alles an diesem Werke, die Mumienform des Sarkophags, die perückenartige Kopfbedeckung, der Brustschmuck, der steif geflochtene Kinnbart und endlich das Antlitz selbst einen völlig ägyptischen Charakter, während andere ähnliche Sarkophage mit weiblichen Köpfen, welche ausser Sidon auch im phöniciſchen Tripolis (Tarabulus) ³⁾ und auf Sicilien ⁴⁾ zu Tage gekommen sind, sich in der Anordnung des Haares und in der grossartig stylisirten Behandlung der Gesichtszüge den besten altgriechischen Werken in Marmor und gebranntem Thon an die Seite stellen lassen. Es ist hienach

Fig. 47.



Der Sarkophag des Eschmunazar.

1) E. Gerhard, a. a. O. S. 615 ff., Taf. VI.

2) F. Hitzig, über die Grabschrift d. Eschm. Leipzig 1855. 8; S. Munk, Essai sur l'inscription phénicienne du sarcoph. d'Eschmunezer, im Journ. asiatique. 1856. Pag. 273 ff.; H. Ewald, Erklärung der grossen phön. Inschrift v. Sidon u. s. w. Götting. Ges. d. Wiss. Bd. VII. 1856. 4; A. de Luynes, Mémoire sur le sarcophage et l'inscription fun. d'Eschm. Paris 1856. 4; M. A. Levy, Phöniciſche Studien. 1. Heft. 1856. S. 1 ff. Catalogue des objets provenant de la Mission de Phénicie dirigée par M. E. Renan. Paris 1862. S. 7. Nr. 21 ff.; J. Braun a. a. O. I. 497.

3) A. de Longpérier, im Journal Asiatique. 1855. Pag. 420 ff.

4) E. Gerhard's Archäologischer Anzeiger v. 1864. Nr. 184. S. 207 * ff.

mehr als wahrscheinlich, dass sowohl ägyptische als griechische Künstler im Dienste der Fürsten und reichen Kaufherren in Phönicien thätig gewesen sind.

Allein auch ohne monumentalen Beweis können wir schliessen, dass sich hier eine einheimische Plastik nicht entwickelt hatte. Allerdings waren Syrer und Phönicier Götzendiener und ihre Altäre waren von Bildern eingenommen. Allein ihre verwirrte Mythologie zeigt nicht ausgebildete Charaktere, sondern mehr Symbole von rohen Naturschauungen und kosmogonischen Personificationen. Was wir über die Darstellung ihrer Gottheiten hören, erweckt nur nachtheilige Vorstellungen. Sie wurden häufig als menschliche Gestalten mit einem Fischrumpf gebildet; so jener Dagon der Philister, von dem die jüdischen Schriften sprechen und eine Göttin, von der die Griechen erzählen ¹⁾. Die anderen Gottheiten scheinen meist mit Thierköpfen versehen gewesen zu sein. Ihr Jupiter, Baal oder Moloch, wurde in gebückter Stellung abgebildet, mit einem Kalbskopfe, dessen Stirn ein glänzender Stein schmückte. Seine Bildsäulen waren von Metall, hohl, und wurden durch einen angebrachten Ofen glühend gemacht ²⁾, um so das sinnliche Volk durch ihren schauerlichen Anblick zu schrecken. Auf ihre vorgestreckten Hände wurden die Kinder gelegt, damit sie von da in den Feuerschlund hinab stürzten. Nicht bloss die jüdischen Geschichten erzählen von diesen und anderen scheusslichen Opfern ³⁾, sondern auch die Römer berichten noch von früheren Menschenopfern der Carthager. Bei einem solchen Cultus des Schreckens ist nicht daran zu denken, dass die feineren Regungen des Kunstsinnes empfunden wurden. Wie die Beschreibung ihrer Götterbilder im Allgemeinen unschöne Formen ergiebt, so können wir auch schliessen, dass die Ausführung nur darauf abgesehen war, Grauen zu erwecken. Ungeachtet aller Geschicklichkeit der Phönicier in den gewerblichen Künsten und aller mechanischen Vortheile der Fabrication kann also bei diesen Völkern keine schöne bildende Kunst geblüht haben.

Bei den Juden stand etwas Anderes entgegen: die Religion bedingte in gewissem Grade einen Bilderhass. „Du sollst,“ spricht der Herr auf dem Berge Sinai, „du sollst dir kein Bildniss machen, weder dessen, das oben im Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, oder dessen, das im Wasser unter der Erde ist“ ⁴⁾.

¹⁾ Movers, Die Phönicier I. 590 ff.

²⁾ Creuzer, Symbolik. 3. Ausg. II. 446.

³⁾ 2. Kön. XVI. 3; XXI. 6. Ps. CVI. 37. Jos. VIII. 31. 3. Mos. XVIII. 21; XX. 2. 5. Mos. XVIII. 10.

⁴⁾ 2. Mos. XX. 4. Vgl. 5. Mos. IV. 12 ff.

Allein dies Verbot, sowie die ähnlichen, wiederholt und ausführlicher vorkommenden, sind nicht so wörtlich gemeint, dass jedes Bild verboten war, sondern sie beziehen sich nur auf die Anbetung der Bilder. „Du sollst keine anderen Götter haben ausser mir,“ geht jenem Verbote des Bildwerks voraus; „du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen,“ folgt hinterher. An der Bundeslade selbst waren die Cherubim, wahrscheinlich menschliche Gestalten, das Antlitz jedes von beiden gegen den anderen gekehrt ¹⁾. Auch gab es Bildner unter den Juden; denn sonst hätten sie nicht in der Wüste sogleich das goldene Kalb erhalten können. Später mochte die Gefahr des Götzendienstes und die Erfahrung vielfältiger Abtrünnigkeit den Verdacht und Hass gegen alles Bildwerk steigern. Immerhin aber ging das nicht soweit, um es ganz auszuschliessen; denn namentlich wurden jene Cherubimgestalten neben der Bundeslade auch beim Salomonischen Bau wiederholt, und zwar der Beschreibung nach als freistehende, kolossale Statuen. Auch an den Wänden des Tempels waren in den Verzierungen diese Cherubs in grosser Menge wiederholt. Es hätte daher, wenn bloss die religiöse Rücksicht, die Auffassung Gottes als eines geistigen Wesens, entgegenstand, hier ebenso wie bei den Persern, die ja auch kein Bildniss Gottes duldeten, eine weltliche Plastik entstehen können. Dass dies nicht geschah, ging aus einem mehr innerlichen Zuge im Charakter des jüdischen Volkes hervor. Ihre Phantasie hatte eine der Ausbildung der äusseren Gestalt widerstrebende Richtung. Betrachten wir zunächst jene beiden Cherubim, welche an der Bundeslade standen. Sie waren ²⁾ aus wildem Oelbaum geschnitzt, mit Goldblech überzogen, grosse Gestalten, zehn Ellen hoch, um so mehr kolossal erscheinend, als sie in einem Raume standen, der nur die doppelte Höhe hatte. Ihre Flügel waren ausgebreitet, jeder, wie es heisst, fünf Ellen lang, so gross, dass der äussere Flügel jedes Cherubs die Wanddecke berührte, die beiden inneren Flügel aber zusammenstiessen, beide Flügelpaare also die beiden Endpunkte und den Mittelpunkt der zwanzig Ellen breiten Hinterwand bezeichneten und die zwischen ihnen stehende Bundeslade beschatteten. Diese kolossalen Gestalten im engen Raume, ihre ausgebreiteten mächtigen Flügel, also eine festgehaltene Bewegung, mussten einen schauerlichen Eindruck machen, welcher indessen den jüdischen Begriffen des Allerheiligsten wohl entsprach. Ihre Gestalten werden wahrscheinlich im Wesentlichen menschlich gewesen sein. Denn als Menschen erscheinen ja die Engel dem Abraham, dem Tobias, und an

1) 2. Mos. XXV. 28 ff.

2) 1. Kön. VI. 23.

anderen Stellen. Menschlich gebildet, wenigstens aufrechter Gestalt scheinen auch die Seraphim in der Vision des Jesaias (VI. 1); denn jeder hatte sechs Flügel, mit zweien bedeckte er sein Antlitz, mit zweien seine Füße, und mit zweien flog er ¹⁾. Auch sprachen sie, was eine menschliche Gestalt vermuthen lässt. Allein gewiss waren sie nicht ganz menschlich, denn sie haben nach Ezechiel (XLI. 18, 19) zwei Gesichter, ein Menschengesicht und ein Löwengesicht, und es ist zu bemerken, dass diese Stelle nicht von den Bildsäulen im Allerheiligsten, sondern von den Verzierungen im Schnitzwerk der Wände, also von Reliefs spricht. Derselbe Prophet schildert in seiner Vision am Ströme Chebar ähnliche Figuren, die er zwar Thiere nennt, aber menschlicher Gestalt, jedes mit vier Flügeln und vier Gesichtern. Ihre Füße waren aufrecht und unter ihren vier Flügeln Menschenhände, ihre Gesichter aber vorn, oder wie Luther übersetzte zur Rechten, die des Menschen und Löwen, hinten oder zur Linken die des Stieres oder Adlers. Es ist hienach sehr wahrscheinlich, dass jene Reliefs, da sie nur die eine Seite zeigten, die vierfache Bildung des Gesichtes nicht ausschlossen, und dass die Cherubs an der Bundeslade diese hergebrachte Gestalt des Kopfes hatten. Jedenfalls aber war der Leib nicht ein liegender, thierischer, sondern ein aufrecht stehender; denn sonst hätte er in einem Raume von 20 Ellen nicht die Höhe von 10 Ellen haben können. Wie wir uns aber auch diese Gestalten denken wollen, so werden sie immer unschön und unnatürlich bleiben, Verbindungen von Menschlichem und Thierischem, Vermehrung der Gesichter, unnatürliche Ansetzung der Flügel. Die christliche Kunst, so gern sie sich auch an die urkundlichen Beschreibungen der heiligen Schrift anschliessen wollte, hat es niemals möglich gefunden, ihnen getreu zu bleiben, sondern immer nur Einzelnes davon mit manchen Aenderungen beibehalten.

Suchen wir die vorstellende, bilderschaflende Phantasie der Juden

¹⁾ In den Sculpturen der ägyptischen Tempel finden wir häufig, dass die Vögel einen Flügel verkehrt, nach vorn zugewendet tragen, so dass er ihre Füße bedeckt. Hinter den Göttergestalten findet sich auch häufig eine knieende menschliche Figur mit ebenso vorwärts gewendeten Flügeln, gleichsam die Gottheit beschirmend, welche noch näher an diese, die Bundeslade beschattenden Cherubim erinnert. Es ist möglich, dass hier eine ägyptische Reminiscenz den Juden geblieben war. Einem Volke ihrer Sinnesweise, von geringer Anlage für Maassverhältnisse, konnte schon eher eine bildliche als eine architektonische Form Eindruck machen. So hat man auch in den Gräbern von Memphis eine Malerei gefunden, die ein der heiligen Bundeslade der Juden höchst ähnliches tragbares Heiligthum darstellt. Wenn es richtig ist, was der Kirchenvater Cyrillus sagt, dass Moses aus Schonung für die in der ägyptischen Gefangenschaft angenommenen Gewohnheiten der Juden manche ägyptische Ceremonien beibehalten habe, so musste damit ohne Zweifel auch Bildliches übergehen. Vgl. Kunstbl. 1838. Nr. 21; J. Braun, Gesch. d. Kunst I. 409.

kennen zu lernen, so geben uns ferner die Visionen der Propheten eine Gelegenheit dazu. Denn hier soll sich ja ein Bild dem Auge, wenn auch nur dem inneren, dargestellt haben, und der Prophet beabsichtigt durch seine Worte den Hörer in den Stand zu setzen, sich seinerseits dies Bild zu vergegenwärtigen. Alle diese Visionen geben aber durchweg ein völlig unklares und unförmliches Bild, wenn es uns überhaupt gelingt, ein solches daraus zusammen zu setzen. Die wunderbarsten Glanzlichter, Feuer und Gold, Edelsteine und der Regenbogen, drängen sich ohne Form und Umriss, und in diesem wogenden Glanzmeere zeigen sich dann nicht etwa reine, bestimmt gezeichnete, architektonische Gestalten, wie es abstracter, elementarischer Betrachtung zusagen würde, sondern theils jene monströsen, unförmlichen Thiergestalten, die an einer Fülle verschiedenartiger Formen leiden, theils ganz vereinzelte, dürftige und beschränkte Dinge, wie Räder, Leuchter und dergleichen menschliches Machwerk, welches der wunderbaren und weiten Anlage des ganzen Bildes durchaus nicht entspricht. Wir erkennen daher sowohl da, wo die Juden wirkliches Bildwerk beabsichtigten, als da, wo nur ihre Phantasie bildnerisch schuf, einen Sinn, welcher um Schönheit der Form wenig besorgt ist, sondern Gegenstände, deren Bedeutung ihm aus irgend einem Grunde zusagt, zusammenbringt, ohne an ihrer disharmonirenden Erscheinung Anstoss zu nehmen. Höchst befremdend ist dieser Mangel, wenn wir uns an den Reichthum der hebräischen Poesie erinnern. Welche Fülle von Bildern zeigt sich hier! Wie lebendig ist das Gefühl des Psalmisten, der Propheten für alle Erscheinungen der Natur, für das Weite, Grosse, Erhabene, Leuchtende, und dann wieder für das Kleine und Zarte, oder für das Dunkle und Schreckende. Wie kräftig und erschütternd malen sie die Gerichte des göttlichen Zornes, die Zerstörung, den Zug der mächtigen Heerschaaren, das Getöse von Reitern und Wagen, die Einsamkeit und Verödung der vernichteten Städte. Wie freundlich und lieblich sind die Bilder des Friedens und des Glücks. Unvergleichlich sind diese Sänger in der Gabe, mit einem Zuge ein ganzes Bild vor unsere Seele zu stellen, unerschöpflich in neuen Vergleichen; sie verstehen alles, Pflanzen und Thiere, Jungfrau und Greis; in den zartesten Beziehungen wissen sie das Charakteristische aufzufinden. Sie durchschauen die Natur bis in das Innerste und besitzen die Macht, das volle Leben der Dinge unserer Seele vorzuzaubern. Sollte man nicht glauben, dass eine so grosse Empfänglichkeit für die Erscheinungen der Natur, eine so grosse Gabe der Auffassung und Darstellung auch für die bildende Kunst fruchtbar gewesen sein müsse?

Es ist nicht zu verwundern, wenn man das Hinderniss in jenem

religiösen Verbot gesucht hat. Allein, wir sahen, so unbedingt war das Verbot nicht; weltliche Handlungen, wie die Perser, Naturbilder, wie die Dichter in Worten, hätten sie auch plastisch oder im Gemälde darstellen können, ohne dagegen zu sündigen. Ueberdies waren die Cherubim des Tempels schon plastische Kunstwerke.

Der Grund dieses Mangels, da er nicht ein so äusserlicher sein kann, muss also im Inneren des Nationalcharakters liegen. In allen Aeusserungen desselben, namentlich auch in der Poesie können wir ihn erkennen. Gerade das, was die Stärke, die Schönheit dieser Poesie ist, liess selbst den Gedanken, den Wunsch des äusseren Bildes nicht aufkommen, und würde den Versuch, wenn man ihn hätte wagen wollen, vereitelt haben. Wir können es mit einem Wort aussprechen, ihre Phantasie ist zu bewegt, die Bewegung ist zu heftig, zu stark, zu kühn, um die ruhige Ausführung des plastischen Bildes zu gestatten. Jede bildliche Vorstellung, welche der Seele vorgeführt wird, erweckt sogleich eine neue, welche jene erste verdrängt; entweder diese genügt nicht völlig für den metaphorischen Zweck, und die zweite wird deshalb herbei gerufen, um sie zu ergänzen, oder sie erinnert durch die Vielseitigkeit ihrer Erscheinung an etwas Anderes, das eine Beziehung auf den Gegenstand hat, und daher ebenfalls hervortritt und die erste Vorstellung verdunkelt. Fast jede Stelle der hebräischen Dichtungen giebt Beispiele dieses Hergangs. Selbst in der Chronik finden wir ihn. So heisst es in der Weissagung gegen Jerobeam ¹⁾: „Jehova wird „Israel schlagen, dass es wanke wie ein Rohr im Wasser, und wird „Israel herausreissen aus diesem guten Lande, welches er ihren Vätern „gegeben, und wird sie zerstreuen jenseits des Stromes.“ Also Jehova wird Israel schlagen; Israel ist personificirt, als ein für den Schlag empfindliches Wesen gedacht. Die Wirkung des Schlages ist „dass es wanke.“ Die Personification bleibt noch; der feststehende Mensch, der einen starken Schlag erhält, wankt, sei es, dass der plötzliche Anstoss ihn den Schwerpunkt verlieren macht, sei es, dass die innerliche Wirkung des Schlages ihn verhindert, sich aufrecht zu halten. Allein das Wanken und Schwanken erinnert auch an die Pflanze, welche vom Winde bewegt wird, am meisten, da im Gegensatz gegen Jehova alles Irdische schwach ist, an das schwache Rohr. Es beginnt daher ein neues Bild; der Schlag hat mit dem Rohre nichts zu schaffen, er ist vergessen, bloss das Wanken noch beibehalten. Israel wankt also wie ein Rohr, und zwar im Wasser, denn das Rohr wächst vorzugsweise im Wasser, der Zusatz bietet sich durch die Lebendigkeit der Vor-

¹⁾ 1. Kön. XIV. 15.

stellung von selbst dar. So ist Israel mit einer Pflanze verglichen; dies giebt ein neues Bild für die Züchtigung, die dem Volke angedroht wird; der Herr wird sie aus dem Boden heraus reissen. Der Boden erinnert an das Land Palästina, welches der Herr den Juden gegeben; bei der Vorstellung der Strafe drängt sich die Erinnerung an die Wohlthat auf, an das fruchtbare liebliche Land. Mit dem Bilde der Pflanze hat dies wiederum nichts gemein, sie haftet in dem mütterlichen Boden, ihr wird kein Land gegeben. Aber so schnell schreitet die Phantasie fort, dass sie diese Vertauschung wiederum nicht bemerkt, die Reihenfolge der Vorstellungen wird in Eins zusammen gezogen: „Der Herr „wird Israel heraus reissen, aus diesem guten Lande, welches er ihren Vätern gegeben.“ Nunmehr sind wir aber ganz von dem ersten Bilde abgekommen; nicht bloss die Pflanze ist verlassen, sondern auch die Vorstellung des Volkes, als eines einzigen Wesens, das geschlagen wurde. Palästina mit seinen Bewohnern, den Juden, in der Mehrzahl ist jetzt vor unserer Phantasie, das Ausreissen aus dem Boden muss daher einer anderen Bezeichnung der Strafe Platz machen. Es ist nicht bloss die Entfernung von dem Lande, wo man sich wohl fühlt, „jenseit des Stroms“ in eine unbekante Ferne, sondern auch die Zerstreuung, welche dabei zu befürchten ist, und auch diese Drohung schliesst sich daher den anderen an. Man sieht in dem einen Satze und zwar in einer Rede, welche nicht auf die gesteigerte Lebendigkeit der Poesie Anspruch macht, drängt sich Bild an Bild, die Seele ist nicht fähig, eines festzuhalten, weil sogleich ein zweites sich dazwischen schiebt. Allerdings gewinnt die Lebhaftigkeit des Ausdruckes dadurch bedeutend; der Schrecken, welchen die Drohung erwecken kann, wird vervielfältigt und dadurch vertieft. Bei jedem neuen Bilde empfindet der Bedrohte das ihm Bevorstehende auf's Neue. Homer, wenn er eine Drohung durch ein Bild beleben wollte, würde nur eine der Vorstellungen, welche hier auf einander folgen, genommen, aber auch weiter ausgeführt haben, etwa die des Rohrs, das vom Winde geknickt, nun abstirbt. Freilich mag es sein, dass jene jüdische Häufung von Metaphern der Drohung mehr zusagt; nicht bloss verstärkt die Wiederholung den Eindruck, sondern selbst die Dunkelheit, welche durch die schnelle Vertauschung der Bilder entsteht, trägt zur Steigerung des Schreckens bei. Jede Zukunft, besonders die drohende, ist dunkel, das klare, plastisch hingestellte Bild eignet sich nicht für sie. Das Orakel bedient sich daher auch, wenn es ein Bild braucht, des zweideutigen, dunkeln Bildes. In der vollen Ausführung des einen Bildes liegt dagegen etwas Beruhigendes. Homer wendet daher seine Gleichnisse auch nur auf die Vergangenheit an, nur auf das, was er als geschehen erzählt.

Die Drohung spricht er gewöhnlich ohne Bild, nackt und schlagend aus, und man kann zugeben, dass sie bei ihm und in der griechischen Poesie überhaupt nicht ganz die Kraft und Bedeutung habe, die sie in der hebräischen durch diesen Reichthum an Metaphern erhält. Diese ist auf das Drohende besser eingerichtet. Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen einer Gesinnung, welche sich viel mit dem Zukünftigen beschäftigt, und jener höchst bewegten Phantasie der Juden, ebenso wie andererseits zwischen dem mehr auf die Gegenwart gerichteten Sinne des Griechen und seiner ruhigeren, mehr ausführenden Rede.

Uebrigens finden wir dieselbe Beweglichkeit, denselben Bilderreichthum nicht bloss bei Drohungen und Strafreden, sondern auch bei Verheissungen und selbst in ruhig beschreibenden Stellen. Man erinnere sich nur an jene Lobgesänge oder Betrachtungen über Gottes Wirken in der Natur in den Psalmen, im Buche Hiob oder bei den Propheten. Wie schweift der Blick umher, und beleuchtet mit einem Blitze bald diesen Gegenstand bald jenen, Himmel und Erde, Land und Meer, die Berge mit dem Wild in ihren Wäldern, die Fläche mit ihrem Fruchtbaum, den Menschen und die Blume. Jedes Einzelne tritt plötzlich scharf und eigenthümlich aus dem Dunkel hervor, aber ebenso schnell wieder in dasselbe zurück, weil ein Anderes jetzt beleuchtet wird. Das Gesetz des Gegensatzes macht sich dabei besonders geltend. Das Licht fällt auf einen Gegenstand, wird von ihm nach der Eigenthümlichkeit seiner Gestalt auf einen anderen, entgegengesetzten reflectirt, und von diesem wieder nach einer anderen Stelle. So in den kleineren Kreisen und von diesen wieder zu anderen höheren, bis in die höchsten Gegensätze des leuchtenden Himmels und der nächtlichen Erde, des vergänglichen Geschöpfes und des allmächtigen Schöpfers. Nichts leistet dieser Bewegung Widerstand, nichts ist fest, vor dem Antlitz des Herrn bebt die Erde, das Meer flieht, der Jordan wendet sich zurück, die Berge hüpfen wie Widder, die Hügel wie junge Lämmer, die Felsen wandeln sich in Seen, die Steine in Quellen. Wie kann bei so mächtiger Erschütterung der grossen Gestalten der Mensch sich noch halten? Er ist die Blume des Feldes, die vor dem Abend welket, ein Schatten, der fleucht und nicht bleibet, ein vorüber eilendes Gerücht, Staub vom Winde bewegt; die Völker sind nur ein leichtes Werkzeug in Jehova's Hand, er dreht sie im Kreise herum, wie der Kreisel auf freiem Boden, sie sind ihm Hammer und Amboss, Stab der Züchtigung und Becher der Berausung. Kein Einzelnes hält Stand und tritt in ganzer Körperlichkeit und Selbstständigkeit hervor, Alles verläuft sich zu einem grossen Bilde, zu einer Einheit, in der sich nur der Gegensatz des Herrn und der vergänglichen Erde stets wieder fühlbar macht,

aber auch stets wieder aufhebt. Bei dieser Unselbstständigkeit des Einzelnen, des Menschen, der Völker, trifft denn auch die Betrachtung weniger das Innere, die Seele der Dinge, als ihr Verhältniss zu anderen, ihre relative Bedeutung.

Daher herrscht in der Folge der Bilder stets die Rücksicht auf Zweck und Wirkung, nicht auf die Erscheinung und Gestalt der Dinge vor. Es wird ein Mensch da sein, heisst es z. B. bei Jesaias, welcher ist wie ein Verbergungsort vor dem Winde, wie ein Schirm vor dem Platzregen, wie Wasserbäche am dürren Ort, wie die Schatten eines Felsens im schmachtenden Lande. Alles bloss um zu sagen, er wird euch wohlthätig sein. Da stellt sich zunächst die Wohlthat des Schutzes gegen Wind und Regen, dann die Wohlthat der Kühlung bei der Hitze und Dürre dar. Man sieht, wie leicht sich die geistige Auffassung der Welt, der Einheit des höchsten Gottes mit einer sehr sinnlichen Denkungsweise verbindet. Ohne Sinnlichkeit ist keine Kunst, kein Menschenleben überhaupt; aber die edlere Sinnlichkeit erfreut sich an der Erscheinung des Dinges, während die niedrigere Vortheil und Genuss berechnet. Eine solche Gesinnung verband sich aber leicht mit dieser sonst so reinen Religion, weil die Macht des Herrn und die Furcht vor sinnlichen Strafen die bedeutendsten Beweggründe waren. In jeder Beziehung war daher bei einem solchen Volke kein Boden für die bildende Kunst. Der Spiritualismus benahm das Interesse an der äusseren Gestalt, das bewegte, besorgte Gemüth konnte nicht dazu gelangen, sie auszubilden.]

Ruhiges Verhältniss, Gleichmaass, Symmetrie und Form waren hier gleichgültig; Bewegung, Rhythmus, Gegensatz und Zweck herrschten und liessen jene nicht aufkommen. Es zeigt sich der Gegensatz der bewegten Künste, Poesie und Musik, gegen die ruhigen. Für jene war eine Fülle der Anlagen, für diese Mangel.

Man sieht hieraus ferner, wie die rechtgläubigen Juden und die Molochsdiener Phöniciers in Beziehung auf unsere Kunst ziemlich gleiche Richtung haben konnten. Der praktische Sinn des Handelsvolkes, mit seinem Eigennutz und seiner Ueppigkeit, blieb ebenso wenig bei der ruhigen Form stehen, sondern forderte Brauchbarkeit, Nutzen, Bewegung. Selbst die Religionen beider Völker, so himmelweit die reine Lehre Jehova's von den scheusslichen Opfern der Baalspriester entfernt ist, sind nicht ausser Zusammenhang. Beide sind Religionen der Furcht, wenn auch dort der reineren Scheu vor dem Herrn, hier des rohen sinnlichen Schreckens. Beide vorzugsweise praktischer Anwendung, wenn auch nur die eine zu höherer Sittlichkeit führend. Gerade deshalb, weil sie auf demselben praktischen Gebiete stehen, ist ihr Gegen-

satz so gross. Die edleren heidnischen Völker sind eigenthümliche Gestalten, bei denen Recht und Schuld sich mischen, so dass nicht leicht darüber abzurtheilen ist. Hier trennt sich beides fast wie Tugend und Laster, wie Recht und Unrecht. Der Gegensatz des Jehova- und des Baalsdienstes ist daher für ewige Zeiten entscheidend, und auf weiteren Stufen sich wiederholend, während jene anderen gemischten Völker nur einmal waren und nicht wiederkehren.